



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 24.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Ein dunkler Schatten.

Erzählung

von

J. L. Reimar.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Terrasse eines ansehnlichen Hauses, das, wenn man von ihm hinweg auf seine dörfliche Umgebung geblickt hatte, leicht als die Gutswohnung in derselben zu erkennen war, saßen zwei Männer, in ziemlich eifriger Unterhaltung begriffen. Sie waren Beide noch jugendlich, aber ihre Altersgleichheit blieb auch fast die einzige Ähnlichkeit, welche sie in ihrem Aeußern zeigten, denn während der Eine von ihnen vollkräftig und vollständig dreinschaute und einen frischen, heiteren Blick für Alles, was um ihn her vorging, hatte, trug der Andere, ein hoher, schlank gewachsener Mann, den die bequemere Tracht als den Hausherrn kennzeichnete, etwas Müdes, Abgespanntes an sich, das übrigens nicht von körperlichen Zuständen herrühren konnte, denn seine Züge hatten, obwohl sie blaß waren, durchaus keinen ungesunden oder gar kränklichen Charakter.

„So bleibt es dabei, Dilling,“ sagte er in diesem Augenblick zu seinem Gefährten, „daß Dein Besuch bei mir schon mit dem heutigen Tage abschließt?“

„Es geht nicht anders, Freund,“ war die Erwiderung des Andern, „mehr als vierundzwanzig Stunden dürfte ich auf diesen Reiseabscheer nicht verwenden, hätte mir aber allerdings nicht verziehen, so ohne Weiteres an Deinem Luolum vorübergerutscht zu sein; wie wohl ich, um ganz ehrlich zu sein, gestehen muß,“ fuhr er lachend fort, „daß mich nicht allein die Freundschaft hieneg, sondern ebenso gut die Neugier: es pridelte mich, Dich unter Bauern wirtschaften zu sehen. War es mir doch bis dato immer wie eine Art Fabel gewesen, daß Du das Parlet der feinen und der allerfeinsten Welt verlassen haben solltest, um hier in Dorfeseinsamkeit Deinen Kohl zu bauen!“

Der Sprechende hatte in seiner guten Laune den Schatten unbemerkt gelassen, welcher sich während seiner halb neckenden Worte über das Gesicht seines Wirths gebreitet hatte, jetzt konnte er in dessen schon an dem Ton der Antwort wahrnehmen, daß dem Letzteren die Wendung des Gesprächs nicht ganz angenehm war.

„Ein ausgemachter Freund des Postlebens bin ich nie gewesen,“

sagte er. „Du irrst daher, wenn Du annimmst, daß das selbe meine besondere persönliche Reizung und Wahl war, vielmehr: die Antecedentien meiner Familie — die Wüstens haben von jeher mit dem Hofe zu thun gehabt — verbunden mit dem entschiedenen Wunsch des Herzogs, zwingen mir seinerzeit den Posten seines Privatsekretärs gewissermaßen auf.“

„Nun aber, wenn Du trotzdem mit vollen Segeln fuhrst,“ fiel der Freund ein, „so verleugnest Du doch dazumal nicht, daß Dir die Fahrt auch Freude machte, und hattest nicht viel dawider, daß wir Dich einen Glücksprinzen hießen!“

Der Andere machte eine Handbewegung, als ob er irgend Etwas, eb auch etwas Unsichtbares, von sich abzuwehren wollte.

„Bitte, laß die Zeiten ruhen, Dilling!“ sagte er. „Ei, wie denn? Du willst nichts davon hören,“ rief Dilling verwundert, „daß Du zu jener Zeit der Liebling des Hofes wie der ganzen beau monde warst, der gefeiertste Kavalier ringsum, vor dem Jeder die Segel streichen mußte, wenn es ihm beliebte, eine Eroberung zu machen? So wahr ich Dein Freund bin, Gustav, dann muß etwas faul geworden sein im Staate Dänemark, seit ich durch mein Amt aus jenem bunten, lustigen Kreise fortgerufen wurde!

Darum aber — und nun ohne Scherz gesprochen,“ fügte er mit wirklich ernster gewordenem Tone hinzu, „was waren es für Vergänge, welche Dir das damalige Leben und jetzt noch die Laune verdorben haben?“

Er hatte die letzten Worte mit einem aufmerksamen Blick in das so wenig heitere Gesicht des Freundes gesprochen, fühlte sich aber dessenungeachtet überrascht durch die Bitterkeit, mit welcher der Letztere seine Rede nahezu abschchnitt.

„Sprich nicht von besonderen Vorgängen, Dilling!“ sagte er. „Man muß eben ein Neuling sein — und allerdings war ich einmal ein Neuling! — noch keine Erfahrungen gemacht haben — und freilich fehlten mir solche Erfahrungen! — wenn man sich noch einbilden will, daß gewisse Artikel — ich will ihnen immerhin den verbrauchten Titel Treu und Glauben geben — in der großen Welt eben viel gelten.“

„Hm, hm!“ sagte Dilling. „Wenn es so steht, dann frage ich freilich nicht länger, woher der Wind kommt, der da weht! — Aber war denn das Spiel, das man offenbar mit Dir getrieben hat, ein so arges, daß Du darum jener ganzen Welt den Rücken gekehrt hast?“

Wüsten hatte die Cigarre aus seinem Munde genommen, sie ward von ihm in den Aschenbecher zurückgestoßen, Dilling bemerkte aber, daß die Hand, welche dieß that, leise zitterte.

„Frage mich nicht weiter, Dilling!“ sagte er, „laß uns überhaupt von jener ganzen Zeit nicht länger reden! Gegen Erinnerungen, die Einem das ganze Leben zum Ekel machen können, hilft eben nichts, als daß man sie mit Füßen tritt!“

Er ließ eine kurze Pause eintreten, in der er offenbar seine momentane Erregung niederlämpfte, dann setzte er mit fast ruhigem Tone hinzu:

„Daß Du mich als Gutsheerru wiederfindest, hat seinen



Des Wilddiebs Schicksal. (S. 283.)

Grund zunächst in dem Umstande, daß ich unerwartet der Erbe eines Veters ward, der hier wohnte, und gerade in dem Momente starb, als ich mit meinem früheren Leben fertig war. Ich konnte darum ja nichts Besseres beginnen, als die Acker, die er mir vermacht hatte, pflügen und auf ihnen, wie Du es heisst, meinen Kohl bauen."

"Nein, wirklich nichts Besseres!" rief Dilling, der selbst jetzt gerne das unbehagliche Gesprächsthema verließ, lebhaft aus. "Seit ich selbst dem Residenzleben mit seinem turbulenten Getriebe Balet gesagt habe, ist es mir, als wehte die eigentlich gesunde Luft nur auf dem Lande! — Und wenn es denn nicht gelegnet werden kann, daß ich prosperire, so seht er lachend und indem er auf die ziemlich ansehnliche Fülle seines Körpers deutete, hinzu, "so darfst Du annehmen, daß ich nach Deinem eigenen Rezept verfabre: ich selbst baue den Acker, so viel mir der Beamte eben Zeit läßt, und gelte bereits gar als eine Autorität in landwirthschaftlichen Dingen."

"Du? — ah so!" sagte Wüsten mit so zerstreutem Ton, daß leicht hätte erkannt werden können, sein Interesse an den soeben von dem Freunde hervorgehobenen Thatsachen sei nichts weniger als lebhaft. Dilling indes mußte diese Gleichgültigkeit übersehen, denn unbeirrt fuhr er fort:

"Ja, ja, man gesteht mir wirkliches Urtheil zu, Gustav! Ich schicke das nämlich voraus, damit ein Kompliment, das ich für Dich bereit habe, um so mehr wiegt; und sagen muß ich es Dir doch, daß die Ordnung in Deiner Oekonomie, der ganzen Verwaltung Deines Guts eine ganz vorzügliche ist!"

"Dein Lob gebührt wohl eigentlich meiner Frau!" sagte Wüsten halb nachlässig.

"Deiner Frau, wie?" fragte Dilling verwundert nach. "Nun ja," entgegnete Wüsten, "sie leitet hier viele, die meisten Dinge. Ich selbst habe die Forstwirtschaft behalten; die Geschäfte, welche diese bedingt, verhindern immerhin, daß dem Leben nicht auch noch Langeweile beigemischt wird."

"Aber Deine Frau! — sie hier der eigentliche Verwalter?" rief Dilling aus, ohne die letzte Bemerkung seines Freundes geradezu zu beantworten. "Aufrichtig gestanden, das ist mehr, als mich ihre Erscheinung, zart und blond wie sie ist, hätte errathen lassen! Wäre ich Soldat, würde ich jetzt rufen: Präseur's Gewehr vor ihr! Aber auch Du sollst Theil haben, Gustav, an meiner Achtung — wär's auch nur, weil Du diese Frau zu finden gewußt hast!"

Wüsten hatte nur zerstreut auf die Worte seines Freundes geachtet, und zerstreut klang jetzt auch seine Erwiderung.

"Du rühmst Anna?" sagte er, "ja, Du hast ganz Recht — wenn man auch schon sagen mag, daß ihre Thätigkeit mit ihr angeborenen Neigungen zusammenhängt. Sie ist von Jugend an auf das Landleben gewöhnt."

"Ah so — ich kann mir's denken!" rief Dilling; "Du wähltest Dir Deine Gattin unter dem benachbarten Gutsadel! Welches alte Haus hätte Dir leicht eine seiner Töchter verweigert?"

"Du irrst!" entgegnete Wüsten gleichmüthig, "meine Frau ist die Tochter des Predigers hier aus dem Dorfe. Der Vater lebte noch, als ich das Gut antrat."

Dilling's Augen thaten sich in unverholener Ueber- raschung weit auf. "Gustav," rief er aus, "Du weisst, ich bin selbst bürgerlich und gut bürgerlich gesinnt — dennoch — die Beurtheiler Deiner Kaste, nimm mir den Ausdruck nicht übel, Freund, kenne ich, und es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, daß Du fähig sein würdest, über dieselben hinauszukommen! Bekenne mir nur, wie Du das fertig brachtest!"

Der Ton des Sprechenden war wie sein Gesichtsausdruck während seiner Worte ein immer heiterer geworden; man sah es ihm an, er behielt sich vor, den Freund noch weiter seinen gutmüthigen Spott fühlen zu lassen; allein die Veranlassung zu fernerer Rederei blieb aus, denn Wüsten gab nur die ganz gelassene Antwort, daß ihm neben vielem Anderen in der Welt auch die Bedeutung der sechzehn Aeltern gleichgültig geworden sei und daß er sich, die Recht- schaffheit der Betreffenden und ihrer Familie vorausgesetzt, seine Frau auch aus noch bescheidenerem Stande genommen haben würde, wenn der Zufall das so gewollt hätte.

Dilling sah den Freund an, erwiderte aber nicht gleich etwas, sondern schüttelte nur leise den Kopf — der allzu läbliche Ton desselben verhinderte es, daß er ihm seine Sympathie bezeugte; ja, es wollte sogar ein gewisses unangenehmes Befremden in ihm aufsteigen, und es war deshalb nur gut, daß Wüsten gleich darauf, und jetzt wirklich mit einiger Empfindung, weiter sprach.

"Der Vater meiner Frau war übrigens ein vortrefflicher Mann," sagte er, "der Einzige, dessen Umgang mir hier zusagte und für den ich wirkliche Freundschaft fühlte. Als er starb, stand seine Tochter ganz allein — mir, meinem Schwager hatte der Sterbende sie anvertraut. So kamen denn die Dinge! Ich selbst hatte begriffen, daß mein Haus nicht ohne Herrn bleiben durfte, sie aber kannte das Gut, die Leute. Ein Weib, das Ansprüche an mich machte, hätte ich nicht nehmen können — von Anna aber wußte ich, daß sie treu, sanft und gut war, weshalb hätte ich da noch länger wählen sollen? Und — je nun, Dilling, so ist sie denn eben meine Frau geworden! Du wolltest etwas sagen?" setzte er fast unmittelbar nach Beendigung seiner Erklärung hinzu, als er sah, daß Dilling seinen zum Sprechen bereits geöffneten Mund wieder schloß.

Einen Augenblick noch zögerte der Letztere, zu antworten, aber man sah, daß irgend etwas in ihm arbeitete und nicht lange mehr stand er an, sich Luft zu machen.

"Vergib mir, Gustav, aber sagen muß ich Dir: etwas in oder mit Dir ist krank, verdorben, ungesund — nenne es selbst wie Du willst, ich sage Dir kurz und gut, Du hast den Splen! Gott im hohen Himmel, da hat der Mensch Alles, was eines Andern Auge nur gelüsten und seinem Herzen gefallen kann: Vermögen, ein wundervolles Gut, einen Phönix von Weib, und es gilt ihm Alles kaum einen Pfifferling, nur weil ihm seine Vergangenheit einmal irgend einen Neger bereitet hat. Was ist denn eigentlich Vergangenheit? — ein Ding das gar nicht existirt, ein Nichts!"

Wüsten hatte sich halb von dem Freunde abgewandt. "Ich bitte Dich, Dilling, sprich nicht so, Deine Reden thun mir nicht wohl!" sagte er.

"Das ist es ja gerade!" rief Dilling aus, "es thut Niemanden wohl, wenn man ihn von einem Uebel, an das er sich gewöhnt hat, kuriren will! Dir ist Deine Melancholie lieb geworden und darum hältst Du sie fest und darum möchte ich gegen sie zu Felde ziehen! — Weißt Du, was mir in diesem Augenblicke einfällt?" setzte er nach momentaner Pause hinzu, "Du mußt reisen: Vergeslust und Baldbesuch haben schon manchem Gefellen die trüben Gedanken verschucht. Du weisst, ich gehe von hier in die Schweiz — werde mein Begleiter, komm' mit mir!"

Wüsten schüttelte den Kopf. "Wozu?" fragte er in dem gleichgültig müden Tone, der sein gewöhnlicher zu sein schien.

"Wozu?" fragte der Freund in komischem Neger zurüd. "Nein, so höre doch nur ein Mensch die einzige Wort — wozu! Merkwürdig, wie schlaff Deine Natur geworden ist, Gustav! Und merkwürdig ist es außerdem, fügte er mit raschem Gedankenübergang hinzu, "daß ich an meinen Freunden überhaupt so viele Wandlungen erleben muß! Was ist zum Beispiel aus Bensberg geworden, er, der doch seinerzeit den Beinamen des Tollens, den wir ihm gaben, so wohl verdiente? Ein nahezu ungenießbarer, schwarzgalliger Gesell, wie Du mir zugeben mußt — heißt das, wenn Du ihn etwa kürzlich gesehen hast?"

Ueber Wüsten's Gesicht war bei der Erwähnung jenes Dritten ein eigenthümliches Zucken gefahren.

"Nein," sagte er kurz, "weder kürzlich, noch überhaupt seit der Zeit, als ich die Residenz verließ."

"Er richtig!" entgegnete Dilling, "er selbst sagte mir so etwas, als ich ihn neulich traf; er wußte nichts von Dir. Jetzt aber fällt mir ein: er brach schnell ab, da ich ihn nach Dir fragte — hat etwa irgend eine Differenz eure Verbindung aufgehoben?"

"Zu einem Zerwürfniß hat wohl Keiner von uns beiden Grund gegeben," erwiderte Wüsten mit halbem Ausweichen, doch aber mit einer gewissen Kälte im Ton.

Die Letztere schien indessen nicht von Dilling bemerkt zu werden, denn er versetzte unbefangen: "Nun, so ist also wohl nur der Zufall an eurer Entfremdung schuld, und der Zufall mag euch dann auch wieder nahe bringen; wie ich von Bensberg erfahren habe, kommt er in diesen Tagen schon wieder."

"Daher?" fragte Wüsten mit dem Tone unverholenen, aber zugleich unangenehmen Staunens.

"Ja — das heißt, in diese Gegend, in das Dorf, oder wo er nun Quartier sucht. Er ist nämlich Hauptmann geworden und soll hier — es gilt das für eine Auszeichnung, und ein geschiedter Kopf war er ja stets — das militärische Terrain aufnehmen. Natürlich werdet ihr euch dann wieder zusammensinden."

Wüsten war unruhig geworden. "Vielleicht scheint mir dieß nicht so natürlich, Dilling!" sagte er.

"Nun?" fragte der Andere verwundert. "Nach dem früheren Verhältnis, und ohne daß dieß, wie Du ja selbst verneinst, durch einen Bruch zerstört worden ist? Das verstehe ich nicht, Gustav!"

Wüsten zuckte die Achseln. "Ist Dir nicht bekannt, daß Einem durch gewisse Empfindungen, bloße Antipathien meinetwegen, ein Mensch verleidet werden kann? Nimm nun an, ich schloß gegen Bensberg ein solches Gefühl aus meinen Erinnerungen, und dann suche es Dir zu erklären, weshalb ich das Wiedersehen nicht wünschen kann."

"Ja so!" entgegnete Dilling etwas gebohrt, um dann jedoch gleich wieder in den früheren lebhaften Ton überzugehen und als wenn ihm plötzlich ein erleuchteter Gedanke käme, auszurufen: "So wahr ich eben lebe, Gustav, das ist ein Fingerzeig! Geh' Bensberg ganz aus dem Wege, das heißt in diesem Fall; nimm meinen Vorschlag auf und mach' Dich mit mir auf die Reise, so bist Du jeder unliebamen Begegnung wie jeder göttlichen Verpflichtung, die Du etwa als Gutsheer und ehemaliger Freund sonst nicht abschütteln dürftest, überhoben! Besinne Dich nicht lange, sondern sage topp!"

Er hielt dem Freunde die Hand hin, doch zögerte Wüsten noch, einzuschlagen, und bevor die Sache daher als abgemacht anzusehen war, befanden sich die beiden Freunde nicht mehr unter vier Augen, denn Wüsten's junge Frau hatte in dem nämlichen Augenblicke die Terrasse betreten und näherte sich nun den Herren.

Wenn schon die äußere Erscheinung Anna's fesseln konnte — sie war eine feine, anmuthige Gestalt, mit Ge-

sichtszügen, die den Reiz besaßen, daß sich ihnen der Ausdruck fast schwärmerischer Weiche mit dem einer gewissen Entschlossenheit mischte — so mochte die vorhin geführte Unterhaltung, deren Gegenstand sie zum Theil gewesen war, eine weitere Ursache sein, daß Dilling's Augen sich einige Sekunden lang mit offenbar sympathischer Empfindung auf sie hefteten.

"Störe ich?" fragte sie, als sie gewahr ward, daß das Gespräch der beiden Männer in's Stocken gerieth, indem sie dabei vorzugsweise und mit halb ängstlichem Ausdruck zu ihrem Gatten hinüberblickte.

"Bewahre!" rief aber jetzt statt des Letzteren Dilling lebhaft aus. "Bielmehr, Sie erscheinen in dieser Minute gerade wie gerufen, gnädige Frau — gerufen, um mir und meinem Freunde hier eine Gnade zu erweisen!"

"Nun?" fragte sie, und mehr noch als in diesem einen Wort lag es in dem Lächeln ihrer Züge, daß sie auf den Scherz, um den es sich hier ja einzig handeln konnte, eingehen würde.

"Ich beabsichtige, Ihnen den Gemahl zu entführen," erklärte Dilling, "und er wird mich begleiten — es geht nämlich auf drei bis vier Wochen in die Schweiz — wenn Sie ihm den Urlaub nicht verweigern!"

In dem heiter-freundlichen Blick, welchen die junge Frau auf den Sprechenden richtete, war es wohl zu lesen, daß sie der Rederei, mit welcher er die Entscheidung von ihr forderte, ihr Recht werden ließ; mit einem etwas ernststen Ausdruck jedoch wandte sie sich dann an ihren Gatten:

"Steht es schon fest, Gustav, daß Du reisen wirst?" Wüsten hatte während der letzten Minuten nachdenklich dageharrt; bei der Anrede seiner Frau strich er sich mit der Hand über die Stirn.

"Nicht ganz, Anna, indessen — ich könnte kaum etwas Besseres thun, und darum — ja, ich will Dich begleiten, Dilling."

"Viktoria!" rief Dilling, "Du wirst vernünftig, Gustav! Nun aber — kannst Du in drei Stunden reisefertig sein?"

"Ich denke doch," entgegnete Wüsten, "da meine Frau ja am Plage bleibt. — Die Geschäfte werden Dir nicht zu beschwerlich werden?" fügte er darauf noch gegen die Genannte hinzu.

"Gewiß nicht!" sagte Anna einfach, und damit war diese Sache abgemacht.

Nur ein einziges kurzes Bedenken schien Gustav später noch — es war in dem Moment, als er einiger unerlässlicher Reisevorbereitungen wegen in's Haus gehen wollte — in den Sinn zu kommen, denn im Begriff, die Terrasse zu verlassen, wandte er sich noch einmal halb gegen seine Frau um und sagte:

"Ist mir recht, Anna, so hättest Du selbst für die nächste Zeit eine Reise vor, wolltest Deine Freundin in E. besuchen?"

"Ei, das unterbleibt natürlich," entgegnete sie lachenden Mundes, und als habe sie es noch nicht deutlich genug in ihren Ton gelegt, wie wenig ihr der Verzicht auf die eigenen Pläne bedeute, fügte sie rasch hinzu: "Ich wäre ohnedies nur ungern fortgegangen, Gustav; mir ist ja zu Hause am wohlsten und ich bin dankbar, daß mir das Dabeinbleiben nun zur Pflicht geworden ist!"

Wüsten nickte; Anna's Erklärung hatte ihm nichts Auffallendes.

"Es ist doch gut, wenn man noch an seinen Pflichten des Lebens Genüge zu finden vermag!" sagte er noch und er lächelte auch sogar zu seinen Worten; nur war dieß Lächeln von der ihm eigenen Art, die es weder für ihn selbst noch für Andere zu einem besonders wohlthuenden werden ließ.

Gustav hatte sich kaum entfernt, und Dilling schiedte sich gerade an, die junge Frau seines Freundes in eine Unterhaltung zu ziehen, als er sich selbst schon von der Letzteren angesprochen fand.

"Ich habe Ihnen noch dafür zu danken," sagte Anna, "daß Sie meinen Mann zu dem Ausflug bereitet haben — ich glaube, er wird sehr, sehr gut für ihn sein!"

Offenbar hatte sie noch Weiteres sagen wollen, aber doch stockte sie in diesem Augenblicke, und als Dilling sie anschaute, bemerkte er, daß es in ihren Zügen zuckte wie von innerer Erregung, vielleicht gar von verhaltenem Weinen, und etwas betroffen von dem Ausdruck rief er halb unwillkürlich aus:

"Aber damit sündige ich gegen Sie selbst, gnädige Frau — Ihnen wird die Trennung von Gustav schwer!"

"O nicht doch," fiel sie rasch ein, "was käme darauf an! Ich wollte nur —"

Sie hielt wieder inne. "Könnte ich Ihnen doch dienen!" rief er, von plötzlich lebhaft erwachendem Mitgefühl ergriffen, und bot ihr seine Hand.

Diese Bewegung, sein Ton mochten ihr kurzes Schwanken besetzt, ihr Vertrauen wieder befestigt haben, denn auf's Neue öffneten sich ihre Lippen.

"Sie sind wirklich und wahrhaftig Gustav's Freund, nicht wahr?" sagte sie.

"Der bin ich," entgegnete er warm.

"So darf ich Sie fragen: ist er immer unverändert derselbe geblieben, seit Sie ihn kennen?" nahm sie das Wort.

"Aber, gnädige Frau, wie meinen Sie das?" gab er etwas befremdet zurück.

Sie kämpfte sichtlich noch mit einer gewissen Befangenheit, dann aber entgegnete sie:

„Nun wohl, wenn ich denn ganz klar reden muß: hat sein Wesen immer die trübe Seite gehabt, die es jetzt trägt?“

„Einen Augenblick lang hielt er die Antwort zurück; es ward ihm zu schwer, der jungen Frau, die ihn mit Spannung anblickte, etwas zu sagen, das ihr vielleicht weh thun, das sie auf keinen Fall gern hören konnte; dennoch verlangte die Wahrheit ihr Recht.“

„Wenn ich ganz ehrlich sein soll, gnädige Frau,“ sagte er, „so muß ich gestehen, daß ich den alten Wüsten nicht wiedergefunden habe: Gustav war früher ein heiterer, lebensfreudiger Genos.“

„Und wann war das, wann sahen Sie sich zuletzt, wann trennten Sie sich?“ fragte sie hastig.

Er sagte ihr, daß dieß Alles vor vier Jahren gewesen sei, als er selbst die Residenz, ihren bisherigen gemeinschaftlichen Aufenthalt, verlassen habe, ein Jahr etwa vor Gustav's eigenem Fortzuge von dort.

„Glauben Sie, daß irgend etwas Besonderes, ein bestimmtes Ereigniß auf ihn eingewirkt hat?“ fragte sie nach einer kleinen Pause langsamer und mit leiserer Stimme.

„Ich muß das annehmen,“ äußerte er sich entschieden, „ja, nach einzelnen Andeutungen, die er heute machte, bin ich dessen fast gewiß, obwohl er selbst jede genaue Mittheilung ablehnte. Denke ich aber jenen Winken nach, so muß ich ohne Weiteres behaupten: einem seiner Freunde — und sogar eine Ahnung über die Person desselben hat er mir gegeben — ist der Vorwurf zu machen, ihn auf sehr empfindliche Art, in seinem tiefsten Gemüth vielleicht gekränkt zu haben. Da ist ihm denn, um es kurz und bündig auszudrücken, die Galle übergelaufen und ein Tropfen von ihr rührt eben noch in seinem Blute.“

Offenbar hatte Dilling seine Erklärung nur abgegeben, weil er ihr nicht auszuweichen vermochte, und sich nicht darüber getäuscht, daß sie kaum geeignet sein konnte, der jungen Frau besondern Trost zu bringen; daher durfte er jetzt ein wenig staunen, daß der angstvolle Ausdruck ihrer Züge sich plötzlich milderte und sie wie erleichtert ausrief:

„Ein Freund also — ein Freund hätte ihm Kummer bereitet! O mein Gott, dann könnte es ja doch gelingen, daß Treue und Hingebung seinem Gemüth Heilung brächten!“

Die fast wie im Selbstgespräch und mit so warmer Innigkeit gesprochenen Worte hätten Dilling sicher zur reinsten Nahrung bewegt, wenn sich seiner daneben nicht ein unbehaglicher Gedanke bemächtigt hätte. War es denn möglich, daß Wüsten auch seinem Weibe gegenüber seine Vergangenheit mit einem so völligen Schweigen bedeckte, daß dasselbe sich an der Ursache seiner Verdüsterung abmarterte wie an einem Räthsel? Warum hatte er Anna nicht gerade und offen um das gebeten, was sie, wie es ja ihre eigenen Lippen eben jetzt noch äußerten, so herzlich gern thun wollte? Warum nicht zu ihr gesprochen: mache Du gut, was Andere an mir gesündigt haben! — Oder sollte etwa gar — die Frage stieg plötzlich in ihm auf — diese nämlich arme junge Frau noch mit anderen und gefährlicheren Gewalten zu ringen haben, und sollte sich die Kränkung, welche Gustav erfahren hatte, nicht, wie er selbst bisher geglaubt, auf die Freundschaft beziehen, sondern auf ein anderes Gefühl in seiner Brust, das bis zur Stunde noch nicht völlig von ihm befreit war?

Erstrocken fast heftete er seine Blicke auf das arglose Gesicht an seiner Seite und etwas wie Zorn gegen Gustav wallte in ihm auf bei der bloßen Vorstellung, daß er Anna zu seiner Gattin gemacht haben könne, bevor das Bild einer Andern, eines Weibes vielleicht, das seine Liebe zurückgewiesen hatte, noch in seinem Herzen lebte. Ihm war es, als könne er selbst zum strengen Richter an dem Manne werden, den er soeben noch seinen Freund genannt, und als müsse er auch Gustav's Melancholie mit Feuer und Schwert zu Leibe gehen, trotzdem dieselbe bis jetzt nur seinen mitleidigen Antheil erweckt hatte. Jedenfalls war es gut, sehr gut, daß Wüsten ihm seine Begleitung für die Reise zugesagt hatte — es sollte und mußte sich während derselben Gelegenheit ergeben, jenem Geheimniß des Freundes auf den Grund zu kommen und ihn dabei in's Gebet zu nehmen.

Sein Voratz hatte sich kaum gestaltet, als Wüsten wieder erschien, um zunächst mit seiner Frau eine Beredung über verschiedene, auf die Güterverwaltung bezügliche Angelegenheiten anzuknüpfen. Es blieb wahr, Anna selbst leitete dieß Gespräch ein, sie wollte seine Meinung, seine Befehle wissen, aber nicht minder wahr blieb es auch, daß sein Verhalten gegen sie keinen Tadel irgend einer Art aufkommen ließ. Er räumte ihren Urtheilen, ihren Wünschen genau die Stelle ein, die ihnen gebührte, ja, er stellte sie oft genug über die eigenen, wenn ihm ihre Gründe die seinen an Sachhaltigkeit zu übertreffen schienen, und wenn dieß Dilling gefiel, so erhöhte es noch seine Befriedigung, daß diese Nachgiebigkeit wenigstens nicht aus bloßer Apathie entsprang, denn in der That entwickelte Wüsten mehr Kenntniß von der Landwirtschaft und Kunde von den Details der Verwaltung, als er demselben nach seinen vorhergegangenen gleichgültigen Äußerungen zugetraut hätte: es war offenbar, an dieser Stelle wurde Dilling von der Achtung für seine Frau, sowie von dem Vertrauen, das er in sie setzte, geleitet, und ebenso klar blieb es: an der äußern Stellung, die Wüsten seiner Gattin gab, mangelte überhaupt nichts — sie war auf seinem Gute gerade so gut die Herrin, wie er sich hier den Herrn nannte, mit der un-

beschränkten Theilhaberschaft an dem Besitz all' seiner zeitlichen Güter.

Im Ganzen fand Dilling daher in dieser Stunde, welche der Trennung der beiden Gatten vorherging, keinen Grund, ungehalten über den Freund zu sein, und nur noch im äußersten Moment fühlte er sich wieder unangenehm kühl durch das Verhalten desselben angewandt, als Anna nämlich nach bereits schon genommenem Abschied noch einmal an den Wagen getreten war, um einer letzten Frage das Wort zu gönnen.

„Wie wir wissen, Gustav,“ hatte sie ihn angeredet, „greift der Typhus im Dorfe weiter um sich und sein Charakter wird gefährlicher; ich darf doch allen Unbemittelten vollen Beistand zusichern?“

Seine Antwort hatte allerdings auf unbedingte Vollmacht, die sie habe, gelaute, und daneben hatte er noch die Hoffnung ausgesprochen, daß die Krankheit sich auf den niedrigeren, an das seichte Ufer des Flächens stößenden Theil des Dorfes beschränken würde — das war aber auch seine ganze Erwiderung gewesen. Ziel es ihm denn gar nicht ein, so mußte Dilling sich fragen, auch an sie selbst zu denken? War ihm ihre Gesundheit, ihr Leben nicht theuer genug, um die Gefahr, in der er sie zurückließ, die Möglichkeit, daß auch sie einer Ansteckung erliegen könne, in's Auge zu fassen! — Dilling's Verstimmung gegen den Freund minderte sich nicht viel, als der Letztere endlich noch das Wort für seine Frau hatte, er hoffe, sie werde ihre Gesundheit schonen; war doch die Ermahnung in einem so ruhigen Tone gegeben, daß man fast argwöhnen mochte, er spräche sie nur aus, weil es einmal Gewohnheit sei, daß man sich beim Scheiden wohl zu leben wünsche, und ohne daß er sich eben in Verzweiflung die Haare ausrufen würde, wenn das Schicksal zufällig anders als vorausgesehen mit der Zurückbleibenden verfahren sollte. Indessen — er war nicht berufen, Wüsten's Ton zu meistern, er hatte sich nur zu freuen, daß Anna selbst nichts Arges in ihm zu finden schien; hätte sie sonst dem Gatten so freundlich zulächeln und ihm die Antwort mit auf den Weg geben können, er solle sich nur immer, wenn er an sie dachte, vorstellen, sie sei gegen jedes Ungemach und gegen jeden bösen Zufall gesiegt — sie behielte dann für ihre eigene Person den Trost, daß sie ihn mit keiner Sorge belaste?! — Leider ging nun die rasch in ihm aufgestiegene Hoffnung, daß Wüsten wenigstens auf diese Bitte Anna's ein warmes Wort für sie finden würde, nicht in Erfüllung — dießmal allerdings ohne des Letzteren Schuld, denn ehe er noch hätte reden können, zogen die Pferde an, und so erfuhr Dilling nicht, ob diese letzte selbstlose Äußerung seiner jungen Frau einen Eindruck auf den Freund gemacht hatte oder nicht.

Seine erregte Empfindung trieb ihn nun aber noch in der Minute des Abfahrens an, der eigenen Anerkennung für Anna vollen Ausdruck zu geben. Er sprach über sie, als habe er sie nicht etwa nur oberflächlich kennen gelernt, sondern als sei ihm ihr Gemüth bereits bis in sein Innerstes klar geworden — doch ward ihm nicht die Genugthuung, daß Wüsten anders als in halbzerstreuter Weise auf ihn hörte, und selbst als er sich in seinen Ausdrücken steigerte, als er die junge Frau als ein Wesen hinstellte, das der tiefsten Verehrung, ja der Bewunderung werth sei, gelang es ihm nicht, etwas Anderes als höchstens ein kühlles: „Ja, Du hast ganz Recht!“ oder ein: „Du schilderst Anna, wie sie in der That ist!“ aus Wüsten's Mund hervorzulocken. Dilling stampfte heimlich mit dem Fuße; er hatte den Freund reizen wollen: entweder Gustav sollte das Lob überbieten oder ihm widersprechen — und nun diese verwünschte Stumpfheit! Wüsten sah vor sich hin, als schaute er auf gar nichts in der Welt und dachte auch an nichts recht, nicht einmal an seine eigenen Worte! Ja, Dilling war recht bitter ärgerlich auf den Freund, freilich aber nur für einen Moment, dann kam ihm der Gedanke zurück: er ist krank und der ihn zu heilen versucht, sein Arzt, muß Geduld haben!

Die junge Frau hatte dem Wagen, welcher ihren Gatten davontrug, nachgeblickt, bis ihn eine Biegung des Weges ihren Augen entzog; ein paar Thränen waren dabei auf ihre Hand gefallen, aber rasch, als hätte sie sich ihrer Wehmuth zu schämen, trocknete sie dieselben auf.

„Wie kindisch ich doch bin, oder schlimmer noch: wie undankbar!“ flüsterte sie zu sich selbst, „als wenn ich nicht froh sein müßte, daß ihm eine Freude winkt! Und dann — was will für mich der Schmerz der kurzen Trennung sagen gegen das Eine, daß mein Herz frei geworden ist von seiner großen Last! Es ist keine meines Geschlechts, um die Gustav gelitten hat, er stellt mich nicht in Vergleich zu einem Wesen, das er liebte und das er vielleicht —“

Sie brach schnell ab und senkte ihren Kopf, während ein heißes Erröthen über ihre Wangen flog.

„Es war wohl unlauter, was ich dachte! — Vergib es mir, Gustav!“ sagte sie noch leiser.

Sie wandte sich, um in ihr Zimmer zurückzukehren, und dort, nahm sie aus ihrem Schreibtisch ein kleines Buch, dessen Äußeres trotz seiner Pierlichkeit verrieth, daß es häufig in Gebrauch gezogen ward.

„Ich muß mir den heutigen Tag verzeichnen, damit er mit seinem Glück immer lebendig vor mir steht, wie mein Büchlein mir ja der Vertraute ist, der Freund meiner Einsamkeit!“

Mit wenigen Schriftzügen war die Eintragung gemacht, dann aber blätterte sie noch eine fernere Seite in dem kleinen Archiv. — Es fanden sich fast nur die Angaben

von Tagen auf den einzelnen Blättern, fast so, als wären dieselben einfach dem Kalender entnommen, und selten nur war ein weiteres Wort hinzugefügt; dennoch mußten die kahlen Daten wie mit lebendigen Zungen zu ihr reden, denn der Ausdruck ihrer Züge verrieth, daß sie wechselnde Erinnerungen, Andenken an Freud' und Leid in ihr weckten.

„Der vierzehnte März!“ murmelte sie; „es war der Tag, wo er zuerst hieher kam. Ich sah ihn, als er den Vater besuchte, und die Nacht schlief ich nicht, weil ich seine schwermüthigen Augen nicht vergessen konnte!“

Sie schweig einige Sekunden und deckte ihre Hand über die eigenen Augen, dann aber blätterte und las sie weiter:

„Der zwölfte April! — Er war leidend gewesen — ich glaube noch jetzt, ich ward dunkelroth vor Ueberraschung und Freude, als ich ihm zufällig auf einem Gange zu meinen Kranken begegnete! Er fragte mich damals zuerst nach den Leuten des Gutes, die ich ja alle kannte, nach den Armen, und bat mich, für ihn zu geben, er verstände nicht wohlzuthun. In der Nacht konnte ich wieder nicht schlafen, dießmal aber nicht vor Glück.“

So ging es weiter und weiter. Wer auf die vielleicht halb unbewußt von ihr geflüsterten Worte gelauscht hätte, möchte die ganze Geschichte ihres Herzens, ihrer keimenden und wachsenden Liebe aus ihnen verstanden haben. — Zu ihrem Vater war er immer häufiger gekommen; sie hatte ja leicht begreifen können, daß der Geist und die feine Bildung des Letzteren ihn anzog, und sich selbst bescheiden im Hintergrunde gehalten, dabei aber nicht verhindern können, daß es wie ein Zauber über sie kam, mächtiger stets und mächtiger. Sie wollte nichts von dem vornehmen Manne, sie begehrte nicht, daß er auf sie blicke; sie war zufrieden, wenn sie von ihrer stillen Ecke aus auf ihn schauen durfte, und hatte sie noch einen Wunsch, so war es der, daß ihr plötzlich die Gabe einer Fee verliehen würde, und sie seinen ersten Blick in einen hellen, jenen schmerzlichen Zug seines Gesichts in ein Lächeln des Glücks zu wandeln vermöchte. Ob er immerdar den Ausdruck, den er jetzt zeigte, gehabt, ob er überhaupt einst heiterer und fröhlicher gewesen war, fragte sie damals nicht: er war ihr Der, der er war, und weil er selbst nicht von seiner Vergangenheit sprach, so forschte sie auch nicht nach derselben.

Und dann hatten die Zeiten ihren ferneren Weg genommen; sie hatten ihr auch einmal unsägliches Weh gebracht, denn der von ihr fast vergötterte Vater war gestorben; aber bald hatte sich eine ebenso unsägliches Wonne in ihren Kummer gemischt, denn der Mann, welcher all' ihr Denken und Träumen ausmachte, zu dem sie aber nur demüthig emporschaute, hatte sie gefragt, ob sie sein Weib werden wolle. Sein Weib! — wie ein Tannel hatte es sie ergriffen — wie war es nur möglich geworden, daß sie, die sich kaum beachtet glaubte, von ihm erkoren ward? — Freilich wohl, eine Liebe, von der sie bisweilen in Büchern gelesen, die sie in ihrem eigenen klopfenden Herzen zu empfinden meinte, hatte er ihr nicht gezeigt — wie sie denn vielmehr von ihm selbst wußte, aus einer Äußerung, die er einmal gethan, daß er selbst die Liebe, von der die Dichter träumten und an die noch viele unreife und thörichte Menschen glaubten, für eine Art Chimäre erklärte, — aber er hatte sie doch an seine Seite berufen, und bedeutete das nicht ihre Seligkeit, da sie nun sein Loos theilen, für ihn sorgen und vielleicht — vielleicht ihn glücklich machen dürfte?

Und dann war sie wirklich mit heißem Dank gegen Gott im Herzen, mit nicht minderem fast gegen den Mann, der sie zu sich erhob, Wüsten's Gattin geworden; — und wieder — ein Jahr lebte sie nun gerade an seiner Seite. Ein Jahr! — Ja gewiß: aus ihrem Herzen kam es hervor und ihr Mund durfte es sagen, daß sie immer noch den Tag segnete, der sie mit Gustav verbunden hatte, aber etwas war doch seitdem anders geworden, etwas, das vielleicht nur in ihr selbst lag, denn begann sie sich recht, so hatte er sich in dieser Zeit nicht verändert, er war noch derselbe geblieben, zu dem sie einst in hoher Verehrung aufblickt und dem sie ihr Leben in uneingeschränkter Hingebung geweiht hatte — nur fand sie selbst nicht mehr ihr eigenes wünschloses Glück in dieser Hingebung. Sie tabelte, sie strafe sich darum, aber es blieb wie es war! Mochte es Sünde sein, aber sie konnte sich nicht länger mit dem Antheil begnügen, den er ihr an seinem Leben gönnte, sie verlangte in seine Vergangenheit zu schauen, und von dieser Vergangenheit sprach er nach wie vor nie. Immer heißer, immer brennender begehrte sie, den Schleier zu lüften, mit dem er seine früheren Schicksale verhüllte. Gott wußte es, sie hatte keine andere Absicht, als die Macht zu gewinnen, ihn für erlittenes Leid trösten zu können! Und so hatte sie es denn endlich in seinem Namen gewagt, sich durch jene Frage an Gustav's Freund Licht zu verschaffen. Und jetzt — ach, sie vergaß, sich Verwürfe darüber zu machen, daß dieß heimlich geschehen war, es bekümmerte sie auch nicht tief, daß sie keine vollständige Aufklärung erhalten hatte: sie wußte ja nun so viel, daß sie die eine nagende Furcht, Gustav könne trotz Allem, was er einst selbst über Liebe gesprochen hatte, unter der Nachwirkung einer eigenen Leidenschaft stehen, aus ihren Gedanken bannen durfte, und darum jubelte sie in ihrem Herzen, darum hatte sie den heutigen Tag als einen Tag des Glücks in ihr Gebetbüchlein eingetragen! Mit fast inbrünstigem Gefühl drückte sie ihre Lippen auf die frisch gemachten Schriftzeichen, und indem sie ihre Hände über dem kleinen Buch faltete wie über etwas Heiligem, flüsterte sie:



Vorbereitungen zum Dreikönigstag. Nach dem Gemälde von G. Tarditi. (S. 183.)



Das Kloster auf dem Ottilienberg im Elsaß. Nach einer Zeichnung von Robert Hymus. (S. 283.)

„Nicht am Altare habe ich es feierlicher gelobt, Gustav, als ich es jetzt thue, daß ich nur leben will, um dich glücklich zu machen!“

In langer Zeit war der jungen Frau ihre Einsamkeit und das Sinnen und Träumen in derselben nicht so süß gewesen, wie in dieser Stunde; dennoch war sie auf der Stelle bereit, sich alledem zu entziehen, als ihr nach einer kurzen Weile eine Botschaft gebracht wurde, die sie wieder zur Thätigkeit aufrief. Von dem Häusler Schmidt aus dem Dorfe kam diese Meldung, der Mund ihres Dieners trug es ihr zu, daß in seinem Hause nun auch „die Krankheit“ ausgebrochen sei, und damit war denn zugleich der Ruf an ihre Hülfe ergangen. In einer Viertelstunde war sie zu dem Gange bereit, der sie nach der bezeichneten Wohnung, sowie nach den übrigen Häusern, wo Kranke lagen, führen sollte; der Diener, welchen sie vorher mit Lebensmitteln und sonstigen zur Pflege dienenden Gegenständen beladen hatte, mußte sie begleiten. — Und dann ging es bald von Haus zu Haus, zu jeder Stätte, wo Noth und Glend eingelehrt war, und nicht, als fange sie erst jetzt das wohlthätige Werk an: als ein Engel der Barmherzigkeit, der bereits von Allen als solcher gekannt war, trat sie in die Häuser und Hütten, bot sie Trost und Erquickung, reichte sie hier selbst den Leidenden die Arzneien, oder stand dort Anderen mit Rath und freundlichem Zuspruch bei. — Ja, sie war im Segnen geübt, und sie übte dieß auch heute wieder im vollsten Maße, nur griff ihr Sorgen ihre eigenen Kräfte an, und so durfte sie aufathmen, als sie sich endlich sagen konnte, für diesen Tag sei keine der von ihr übernommenen Pflichten unerfüllt geblieben, wenn sie jetzt heimkehre.

Indessen auch dieser Rückweg ließ sich nicht so rasch wie sonst wohl vollenden: überall noch traten ihr auf denselben Leute entgegen, welche ihr häusliche Verhältnisse vorzutragen, den Ausdruck ihrer Meinung, die Zusage einer Hülfe von ihr zu begehren hatten, und überall war sie willig zu dienen — standen doch eben all diese Menschen in einer Abhängigkeit von Gustav, und so hatte sie die doppelte Pflicht, sich ihrer anzunehmen! War sie nun auf diese Weise nur langsam vorwärts gekommen, so hatte sie doch allmählig den Ausgang des Dorfes erreicht, wo eine bessere Wohnung, die des Gastwirths, die Reihe der Häuser abschloß. — Als hätte der Herr derselben hier auf sie gewartet, trat ihr dieser an seiner Thür entgegen, während sie zugleich wahrnahm, daß ein Wagen, von dem vielleicht gerade erst ein Reisender abgestiegen war, vor der letzteren hielt.

„Nun, wie steht's bei Ihnen, Herr Martens?“ rebete sie den Mann an, nachdem sie seine ehrerbietige Begrüßung freundlich erwidert hatte; „ist die Frau wirklich in der Besserung?“

„Ach Gott ja, das schon, gnädige Frau!“ war die Antwort, „mit meiner Frau macht sich's wohl, aber nun haben wir von meinen Leuten sich gelegt und ein paar von den Kindern fangen auch bereits an zu fiebern; es ist nicht anders, ich habe das volle Unglück im Hause!“

Anna sprach die Tröstungen und gab die Rathschläge, welche sie heute schon in so manchen Wohnungen ertheilt hatte, und wirklich gelang es ihr, mit denselben den Klagen um ein Weniges zu beruhigen, so daß es ihr in den Sinn kommen konnte, noch ein anderes Wort zu äußern, wenn ihr dieß auch nur halb zufällig auf die Lippen trat.

„Haben Sie Gäste bekommen?“ fragte sie, indem sie mit der Hand nach dem Reisewagen deutete, der vorher schon ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

„Ach ja, gnädige Frau!“ versetzte der Wirth, „und sehen Sie, das ist auch gerade eine Sache, die mir zu schaffen macht und über die ich gern ein Wort mit Ihnen reden möchte! Kommt mir da vor einer Viertelstunde ein Herr in's Haus, ein Offizier — Hauptmann von Bensberg nennt ihn der Kutsher — der hier in der Gegend zu thun hat, wie er sagt, und bestellt gleich auf einige Wochen Quartier! Wie soll ich nun mit ihm fertig werden, da meine Frau und die besten Leute krank sind? Mit dem Uebrigen möcht's noch gehen, denn er hat seinen eigenen Diener bei sich, aber es ist nur wegen der Küche! Darnach, daß er sich in irgend etwas schiden möchte, sieht er leider Gottes gar nicht aus, und da wollt' ich denn bitten, gnädige Frau, ob Ihre Köchin dann und wann ein Auge auf die Töpfe haben darf!“

Anna hatte den Mann mit voller Aufmerksamkeit angehört, jetzt aber sagte sie nicht ohne Ernst: „Wegen des Offens brauchen wir uns am Ende nicht zu beunruhigen, wohl aber wegen der Ansteckung, welcher der Fremde hier ausgesetzt ist!“

„Ja, du lieber Gott,“ fiel der Wirth ein, „was soll ich da machen? Wollt' ich den Herrn ausquartieren, möcht' er es leicht noch schlimmer treffen als bei mir, denn die Krankheit ist ja fast in jedem Hause, und wenn ich etwa die Wohnung des Herrn Pastors, bei dem ja aber die Frau gerade in den Wochen liegt, ansuehme, fände er auch allenthalben noch schlechteres Logement!“

Anna hatte nur kurze Zeit zum Nachdenken gebraucht. „Fragen Sie den fremden Herrn,“ sagte sie rasch, „ob ich ihm im Namen meines Mannes Wohnung in dem Gutshause anbieten darf: er könnte dort einige Zimmer ganz ungestört benutzen.“

Der Wirth machte noch einige Einwendungen; es wollte ihm nicht recht in den Sinn, daß er selbst sich seines Gastes und mit ihm des eigenen Vortheils berauben sollte; aber

als Anna ihm in's Gewissen rebete — oder eigentlich wohl, als er den Schluß aus ihren Worten ziehen zu dürfen glaubte, daß sie für einen Ersatz seines Schadens eintreten würde — gab er nach und trat in das Haus zurück, um ihren Antrag auszurichten, während sie selbst ihm noch sagte, daß sie im Schatten eines vor der Thür stehenden Baumes die Antwort des Fremden erwarten wolle.

Der unbekante Gast, ein Herr, der freilich keineswegs alt war, dessen Züge aber einen gewissen finstern und zugleich nervös-unruhigen Ausdruck trugen, welcher ihnen das Gepräge der Jugendlichkeit vollständig raubte, hatte bereits seine Reisefelleider abgeworfen und war beschäftigt, seine Toilette zu machen, als sich das Anklöpfen des Wirths hören ließ. Gewährte er dem Letzteren nun auch durch ein kurz ausgestoßenes „Herein!“ den erbetenen Eintritt, so zeigte er ihm doch nicht, daß ihm sein Erscheinen angenehm war, vielmehr gab er auf die höfliche Anfrage, ob dem gnädigen Herrn mit irgend etwas zu dienen sei — so glaubte Herr Martens nämlich die Verhandlungen eröffnen zu müssen — nur sehr unfreundlichen Bescheid, indem er sofort seiner Unzufriedenheit über die Einrichtung der Wirthschaft, den Mangel an Eleganz und Bequemlichkeit derselben, die Verdienung und was des Weiteren mehr war, in sehr unbehaglicher Weise Luft machte.

Der Wirth, welcher nicht gewohnt sein mochte, daß man ihm so viele Ansprüche entgegenstellt, rechtfertigte sich, halb verbucht und halb verdrücklich wie er war, so gut er es eben in seiner Stimmung vermochte; doch mußte in demselben Augenblick die Ueberzeugung in ihm aufsteigen, es sei das Beste für ihn, wenn er diesen Gast in der kürzesten Frist los würde, und indem er nun kaum noch von seinen häuslichen Zuständen gesprochen hatte, die Dieß und Das leicht entschuldigen dürften, fügte er ohne viel weitern Uebergang hinzu:

„Uebrigens, wenn's dem Herrn Hauptmann bei mir nicht gefällt — es ist eine Dame hier, welche sich freuen würde, wenn er ihr Gast werden wolle, sie läßt ihn durch mich bitten, sein Quartier von ihr anzunehmen!“

Erstaunt wandte der Offizier sich um.

„Eine Dame? — Kennt sie mich denn?“

„O, das nun nicht!“ entgegnete der Wirth eifrig, „aber sie ist doch eine vornehme Frau, unsere Gutsherrin nämlich, und der Herr Hauptmann würden wohl in dem Hause aufgehoben sein; es ist Alles schön und bequem dort, denn die Herrschaft ist sehr reich.“

Einen Augenblick lang antwortete der Offizier nicht, offenbar überlegte er sich den ihm gemachten Vorschlag, der das allzu Auffallende für ihn verlieren konnte, wenn es ihm bekannt war, daß dergleichen Beweise von Gastfreundschaft gegen Unbekannte seitens gutsherrlicher Familien des Landes nicht so überaus selten zu sein pflegten; dann ließ er seinen Blick noch einmal über die wenig einladende Umgebung, welche jetzt die seine war, gleiten, über die kahlen weißen Wände, das dürftige Ameublement des Zimmers, in dem er wochenlang hausen sollte und das allerdings jeden Gedanken an Comfort ausschloß, und offenbar setzte die kurze Prüfung seinen Bedenken ein Ziel.

„Benachrichtigen Sie die Dame,“ sagte er, „daß ich ihr selbst meine Antwort auf ihre Freundlichkeit bringen würde.“

Der Wirth machte seinen Diener und entgegnete, daß er den Auftrag sofort ausrichten könne; die gnädige Frau befand sich in unmittelbarer Nähe, sie warte draußen auf den Bescheid.

„Wie, die Dame ist hier?“ rief der Offizier und griff nach einem noch fehlenden Stück seiner Toilette mit einer Hast, die bewies, daß er es als eine Pflicht der guten Lebensart erkannte, sich der Genannten so rasch als möglich vorzustellen. „Wer aber ist sie denn? Sie haben mir ihren Namen noch nicht genannt!“ wandte er sich zugleich mit der ihm eigenen Ungebundenheit an den Wirth, ehe dieser nur auf den ersten Ausruf eine Erwiderung hatte geben können.

„Von Wästen ist der Name unserer Gutsherrschaft,“ beeilte sich der Gefragte zu erklären; „die gnädige Frau selbst ist eine geborne —“ Er konnte das Wort, welches ihm auf der Zunge lag, nicht mehr aussprechen, denn der Fremde unterbrach ihn.

„Wästen?!“ rief er mit dem Tone schreckhaften Staunens, indem er die Hände, welche gerade mit dem Anlegen seines Säbels beschäftigt gewesen waren, sinken ließ. „Ist der Vorname des Herrn Gustav?“

„Ja, ja, gewiß!“ sagte der Wirth. „Gustav von Wästen nennt er sich. Er ist nicht unser geborener Gutsherr, sondern unser angeerbter, wie man so sagt, und erst vor ein paar Jahren aus der Residenz hiehergekommen. Wenn der Herr Hauptmann ihn kennen, ist es nur schade, daß Sie ihn für den Augenblick nicht sehen werden; er ist nämlich verreist, wie ich gerade höre.“

Ob der Fremde auf diese letzte Bemerkung sonderlich geachtet hatte, blieb zweifelhaft; er hatte sich rasch abgewandt, so daß der Wirth sein Gesicht nicht sehen konnte, aber ebenso rasch trat er jetzt wieder auf den Letzteren zu.

„Sagen Sie der Dame — mein Gott, ich kann ja nicht so schnell vor ihr erscheinen, Sie sehen es ja! — sagen Sie ihr, daß ich ihr für ihre Güte danke, aber sie nicht annehmen kann — um keinen Preis!“

Erstaunt, denn er hatte eine andere Antwort erwartet, blickte der Wirth ihn an; sein Zögern reizte aber den Fremden zu noch stärker hervortretender Ungebundenheit.

„Sie stehen noch hier? — So gehen Sie doch!“ rief er aus.

„Es ist nur —“ begann Herr Martens etwas zaghaft — „weil der Herr Hauptmann es bei mir nicht so finden werden, wie Sie es gewohnt sind.“

„Einerlei!“ stieß der Andere kurz hervor und wandte dem Wirth auf's Neue den Rücken.

In diesem Letzteren begann sich aber in diesem Augenblick eine wahre Angst vor seinem Gaste zu regen, und entschlossen, sich denselben vom Halse zu schaffen, ließ er seine äußerste Wuth springen.

„Ich habe dem Herrn Hauptmann noch zu sagen,“ begann er, „denn es ist meine Pflicht, dieß zu thun, daß Sie doch wohl thun werden, sich zu besinnen und die Einladung der gnädigen Frau anzunehmen, denn bis auf ein paar Wenige liegt mein Haus krank am Nervenfieber. Die Ansteckung ist sehr groß und es ist natürlich Gefahr für Jeden, der sich hier aufhält.“

„Ach was, Gefahr! — Ich frage nichts nach Ansteckung!“ schnauzte ihn aber der Offizier an, welcher mit großen Schritten in dem Gemach auf und ab gegangen war. „Zum Teufel auch, so richten Sie doch meinen Auftrag aus!“ setzte er fast noch in demselben Moment hinzu, indem er stehen blieb und ärgerlich mit dem Fuße stampfte.

Kopfschüttelnd und einige verdrießliche Worte in den Bart murmelnd, ging der Wirth hinaus.

„Es ist nichts zu machen, gnädige Frau — er will nicht!“ sagte er, als er den Ort erreicht hatte, wo sich seine junge Gutsherrin befand.

„Wie?“ fragte Anna unangenehm betroffen; „o Martens, dann haben Sie ihm die Sache gewiß nicht richtig vorgestellt, ihn nicht dringend genug vor der Gefahr gewarnt!“

„Doch, doch, gnädige Frau!“ verteidigte sich der Wirth jedoch eifrig. „Ich sage Ihnen aber, es ist ein Mensch, der sich wohl selbst aus dem Teufel nichts macht! Krankheit — Ansteckung — ich habe ihm das Alles vorgepredigt, und die gute Verpflegung und das gute Quartier bei Ihnen dagegen gehalten, aber es hilft Alles nichts, er will nun einmal durchaus in meinen vier Wänden bleiben — er dankt nur höflich für Ihre Einladung.“

Wie in leisem Bedauern wiegte Anna einige Sekunden lang ihren Kopf.

„Nun, dann müssen wir uns bescheiden, Martens,“ sagte sie, „und dürfen nur hoffen, daß er sich noch besinnt. Sagen Sie ihm gelegentlich, daß er mir auch später zu jeder Stunde willkommen sein solle, und für das Uebrige, nun ja, Sie wissen, daß ich gern helfe, und nach Ihren Kranken sehe ich schon selbst in diesen Tagen einmal wieder.“

Wäre die junge Gutsherrin eine Andere gewesen, hätte sie größere Ansprüche an Rücksichten für sich gemacht, so möchte sie es wohl mit einiger Empfindlichkeit aufgenommen haben, daß dem fremden Offizier jede Anerkennung für die ihm erwiesene Artigkeit zu fehlen schien. Arglos aber wie sie war, dachte sie kaum darüber nach, daß ihm schon die natürlichste Höflichkeit hätte gebieten sollen, ihr in einem persönlichen Besuche für ihre Einladung zu danken und seine Ablehnung zu erklären; sie schenkte ihm aber den Besuch gern, da sie kein Verlangen nach seiner unmittelbaren Bekanntschaft trug, um so weniger, als dieselbe ihr leicht konventionelle Verpflichtungen hätte auferlegen können, die sich mit der Aufgabe, welche sie sich selbst gesetzt hatte und die all ihre Zeit und ihre Sorge in Anspruch nahm, streiten durften. — Sie gehörte jetzt mehr als je dem Dorfe, und in diesem Dorfe sah es übel aus — die Kranken mehrten sich von Tag zu Tage, und an eine Erholung in dem eigenen Heim war darum für sie bald kaum noch zu denken. Vielleicht hätte sie auf diese Weise des fremden Hauptmanns schnell ganz vergessen, wenn ihr nicht nach einiger Zeit zufällig die Kunde zugekommen wäre, derselbe sei von einem Unwohlsein befallen worden, welches ihn für den Augenblick zwingte, die Leitung der anfangs mit großem Eifer von ihm betriebenen Vermessungsarbeiten in andere Hände zu legen. — Jede Erinnerung an sein neuliches Verhalten war durch diese Nachricht in Anna getilgt — ihr blieb nur die Theilnahme für ihn übrig und die Besorgniß, daß die böse, gefürchtete Krankheit auch nach ihm ihre Hand ausgestreckt haben könne. In der nämlichen Stunde noch ließ sie in dem Hause des Wirths Erkundigungen nach dem Hauptmann einziehen, denen wieder das Anerbieten eigener Hülfsleistung beigelegt war. — Die Antworten, welche sie empfing, lauteten inbessenen ziemlich beruhigend und durften sie darüber trösten, daß ihre Dienste auch jetzt abgelehnt wurden. Der Herr hoffe in wenigen Tagen wieder gänzlich hergestellt zu sein, so lautete der Bescheid, da sein Uebel befinden nur ein geringes sei, und was er an Pflege etwa bedürfe — er selbst ließ ihr dieß ausdrücklich durch den Mund des Wirths bestellen — werde ihm durch seinen Diener vollständig zu Theil; übrigens danke er der gnädigen Frau aufrichtig für ihre Güte. Damit mußte sich Anna denn begnügen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedenkvers.

Was du verlierst, vergißt du bald,
Gewirbt dir Vestres unterdessen
Was man dir wegnimmt mit Gewalt,
Das wirst du nie vergessen.

Des Wilddiebs Schicksal.

(Bild S. 277.)

Es geht dem Wilddieb wie dem Spieler. Nicht der Gewinn ist es, der allein reizt, mehr die Aufregung des Spiels, ganz so beim Wilddieb. Der Werth des Rehes, des Hirsches, der Gemse, die erlegt wird, steht durchaus nicht im Verhältnis zu dem Zeitaufwand, der Mühe und der Gefahr der Jagd. Diese selbst ist unbezwingbare Leidenschaft geworden, um so stärker, weil sie etwas Verbotenes ist.

Wir erblicken hier auf unserem Bilde das Ende eines Wilddieblebens. Er war im Dorfe bekannt als Wilderer, er blieb mehrere Tage aus, nirgends zeigte sich eine Spur von ihm, da gingen denn seine Freunde, Bekannte und sein unglückliches Weib aus, ihn zu suchen, und finden hoch oben am fast unzugänglichen Grat, an der Grenze des ewigen Schnees seine Leiche, die Schußwunde des Förstlers am Schenkel, zerhackt und verblutet in einer Schlucht. Es ist die auch für die abgehärteten Bergbewohner ein erschütternder Anblick, der, mächtig das Herz ergreifend, von der Nacht und dem Fluch der verderblichen Leidenschaft predigt.

Vorbereitungen zum Dreikönigstag.

(Bild S. 280.)

O wer noch ein Kind wäre!
Wie geheimnißvoll klang der Gesang der heiligen drei Könige in mein Ohr:

„Wir kommen her aus fremdem Land,
Einen guten Abend geb' euch Gott!
Einen guten Abend, eine frohliche Zeit,
Die uns Herr Christus mit Freunden bereit.“

„Wir kommen vor des Herodes Haus;
Herodes schaut zum Fenster raus.
Herodes sprach: „Wo wollt ihr hin?“
Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Nach Bethlehem, in David's Stadt,
Wo's Kindlein Jesus geboren ward.“
Herodes sprach: „Kommt rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier;
Ich will euch geben Stroh und Heu
Und auch die ganze Zehrung frei!“
„Ach nein, ach nein, wir müssen fort,
Wir haben ein klein Kindlein dort,
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hat.“
Herodes sprach mit trübem Sinn:
„Wollt ihr nicht bleiben, zieht immer hin.“

„Wir gingen zu einem Berg hinan,
Da ruht' der Stern wohl stille Bahn.
Der Stern stand still; wir gingen hinein
Und fanden die Maria mit dem Christkindlein,
Wie knieten nieder und beteten's an
Und haben gute Geschenke gehan:
Weihrauch, Gold und Myrrhen“ 2c. 2c.

In einem Seitenflügel ihres Klosters haben die Nonnen eine Bühne errichtet. Im strohgedeckten Stalle steht Maria mit dem Kindlein auf dem Schooße. Ueber dem Stalle leuchtet der Stern und unter seiner Führung nahen in goldschimmernden Gewändern die drei Könige aus dem Morgenlande, geleitet von Engeln. Und auch der heilige Joseph fehlt nicht, noch Ochs und Esel. Und über der Szene verkündigt ein mächtiges Spruchband die Botschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die guten Willens sind!“

Die Zeit drängt. Noch muß die zweite Lampe an ihren Platz, noch die beiden großen Cleander, bestimmt, das liebliche Krippenbild hüben und drüben mit ihrem dunklen Laub abzuwickeln. Auch die Fische sind noch zu säubern. Die guten Nonnen haben noch so viel zu thun. Morgen kommt das Volk aus Stadt und Land nach der Kirche gestromt, um sich in heiliger Andacht und stiller Bewunderung all' der Herrlichkeit zu freuen, die hier vor den Blicken von frommen Händen aufgebaut ist, und die dem da Kinder im Herzen sind, wird es eine schöne Erinnerung für's ganze Leben bleiben. Karl Albert Regnet.

Das Kloster auf dem Otkilienberge im Elsaß.

(Bild S. 281.)

Die katholische Kirche hat ihre Wallfahrtsorte der Regel nach an Plätzen angelegt, die von der Natur reizend geschmückt sind und schon dadurch zum Besuche einladen. Das ist auch bei dem Otkilienkloster der Fall, das nicht weit von der Fabrikstadt Molsheim (Bezirk Straßburg) 600 Meter über dem Meere auf einer Hochebene liegt, von der aus sich die reizendsten Aussichten sowohl in die Vogesen als in das fruchtbare und wohlangebaute Land am Fuße derselben dem Beschauer darbieten. Die schöne Zeichnung des Künstlers Robert Arnus gewährt eine deutliche Vorstellung des Klosters und seiner Lage. Ueber die Gründung der geweihten Stätte erzählt die Sage, daß der elsässische Herzog Adalrich seine Tochter Otkilie zu einer Heirath habe zwingen wollen, der sie sich durch die Flucht entzog, um den Schleier zu nehmen. Endlich ließ sich der Vater erweichen und schenkte seiner frommen Tochter das Schloß Hohenburg, das sie gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts zu einem Frauenkloster umgestaltete, dessen Aebtissin sie ward. Der umfangreiche Bau ist jedoch zweimal durch Feuer zerstört worden, zuerst im Jahre 1546 und dann im dreißigjährigen Kriege. Das jetzige Bauwerk ist 1853 auf Veranlassung des Bischofs von Straßburg restaurirt worden und besteht aus zwei Höfen; in dem ersten stehen die Wirtschaftsgebäude und ein Gasthaus, worin sich die Touristen mehrere Tage aufhalten, um von da aus die schöne Umgegend zu durchstreifen, während die Wallfahrer ihre Schritte dem zweiten Hofe zulenken, in welchem sich das von zwölf Nonnen und einer Priorin bewohnte Kloster, die Kirche und vier Kapellen befinden: nämlich die kryptenartig angelegte Kreuzkapelle; die Otkilienkapelle mit einem Grabmal der heiliggesprochenen Gründerin; die Wappkapelle, deren Wände von einem Straßburger Maler mit Fresken geschmückt sind, welche sich auf Vorgänge aus dem Leben der heiligen Otkilie beziehen, und am Rande eines Abgrundes die Engelkapelle, von der aus man den schönsten Blick in das Thal und in die Ferne genießt.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Schluß.)

Herr Snider machte diesen von ihm verlangten Besuch, jedoch zu Dortchen's Verdruß kam Herr Paul Sivers nicht an diesem, sondern, — und das war eine gewaltige Prüfung für Dortchen — das bereitete ihr viele Stunden voll Aerger, Bangen und Jörn, — erst am dritten Tage nach der Einladung.

Er trat etwas förmlich in's Zimmer, Dortchen jedoch kam ihm so offen, einfach, herzlich und vertraulich entgegen, als ob sie noch auf dem Leuchthurm in Ostende ständen, und drückte Paul sehr warm die Hand. Sie sprach aus, daß seine Befreiung sie überaus glücklich mache, daß sie nichts Schöneres auf der Welt erlebt hätte, als den Moment, da ihr Herr Blomfiß die Nachricht von seiner Freisprechung gebracht.

Paul dankte einfach und warm für ihre Theilnahme und erzählte dann von seiner Mutter. Dortchen wollte diese durchaus kennen lernen und versprach, daß, wenn Frau van Heeren sie empfangen würde, sie seiner Mutter morgen einen Besuch machen möchte.

„Wie freue ich mich, Ihre Mutter, Herr Sivers, kennen zu lernen, sie muß eine edle Frau sein.“

„Sie ist eine sanfte, gute Frau, die viel erduldet hat,“ antwortete Paul.

„Wie Sie, Herr Sivers,“ flocht Dortchen ein.

„Sie ist so glücklich, daß wir uns gefunden haben,“ sprach Paul weiter, „und wenn ich ihr erzähle, was Sie für mich in Ostende haben thun wollen und welche Theilnahme Sie für mich bezeugten, wird sie glücklich sein, Ihnen danken zu können.“

„So haben Sie mein thörichtes Thun in Ostende nicht vergessen?“ frug Dortchen, zur Erde sehend.

„Vergessen, Fräulein? Vergißt man je, wenn ein edles Herz sich uns offenbart?“ erwiderte Paul mit einem warmen Blick in Dortchen's aufgeschlagene Augen, daß sie erröthete und er jetzt auch. „Das werde ich nie vergessen, Fräulein!“ setzte er leise hinzu.

„Haben Sie schon Fräulein van Heeren besucht?“ fragte nun plötzlich und etwas unermittelt, wie das ihre Art war, Dortchen.

„Nein, ich bin noch nicht dort gewesen, meine Mutter war unwohl und dann hatte ich sehr viele Geschäfte abzuwickeln, die mit dem unglücklichen Ende meines Vaters zusammenhingen, und ich kam nicht dazu. Es ist eigentlich Unrecht von mir, denn ich bin dieser Dame vielen Dank schuldig und schäme sie ungemein hoch.“

Dortchen's Augen leuchteten bei diesen Worten und besonders bei dem ruhigen, wenn auch warmen Ton, in welchem sie gesprochen werden, auf. Sie wollte aber völlige Sicherheit haben.

„Denken Sie,“ sprach sie jetzt höchst harmlos und fröhlich weiter, „die Leute sagten, als bei dem Prozeß auf Fräulein van Heeren die Rede kam, Sie wären im Geheimen mit ihr verlobt. Mit Ihrer Stiefschwester! Ist das nicht ein fürchterlicher Unsinn?“

Paul erwiderte ernst: „Ich kenne die Dame nicht als meine Schwester, liebte sie aber vom ersten Moment an, da ich sie sah, als wäre sie meine rechte Schwester, und liebe sie noch so.“

Dortchen hätte jetzt gern laut aufjubeln mögen. Er liebt sie nicht, künden wahre Engelstimmen in ihrem Innern, er liebt sie nicht und es scheint, es scheint, als ob ich ihm viel werth sei, er spricht zu mir in einem ganz andern Ton, als wenn er von Fräulein van Heeren redet. In diesem Glücksgefühl schaute sie zu Paul auf, Beider Blicke begegneten sich und Dortchen fühlte, daß sie sehr roth wurde und sah, daß Paul ebenfalls stark erröthete und sehr verlegen ward.

Nun wurde es Dortchen doch etwas unheimlich zu Muth, sie war beinahe froh, als ihr Vater jetzt in's Zimmer trat und die Unterhaltung dadurch allgemeiner wurde.

Herr Snider erwies gegen seinen einstigen, fortgejagten Diamantschleifer sich so höflich und herzlich, daß Paul zuerst gerührt und dann ganz erstaunt war.

Nach einiger Zeit hielt er es für passend, den Besuch zu beenden.

„Sie betrachten sich doch als einen stets willkommenen Gast unseres Hauses, als einen Freund unseres Hauses,“ sprach Herr Snider, und Dortchen fiel ein:

„Sie werden uns doch recht oft besuchen, Herr Sivers,“ und sie sagte dies mit einem Ton und einem Blick, daß es Paul ganz warm um's Herz wurde, und er nicht anders konnte, als diese Frage gerührt und freudig zugleich für so viel Güte zu bejahren.

Er ging heim zum Hotel de l'Europe, vor seinen Blicken stand dieß Mädchen und ihr Bild verließ ihn nicht, — aus dem nebelhaften, unklaren Fühlen für sie, das er in Ostende schon empfunden, wurde jetzt das Bewußtsein, daß ihm dieß Mädchen wunderbar sein Herz bewegte, und es fiel in ihn wie ein Strahl des Glüdes, daß er ihr, wie es schien, auch nicht gleichgültig war.

Am folgenden Tage machte Dortchen den bei Frau van Heeren angekündigten Besuch. Sie wurde von der alten Dame mit der ihr eigenen Feinheit, Sanftmuth und Herzlichkeit empfangen, und Dortchen war entzückt über Alles, was sie sagte und that, ganz besonders aber von der Aehnlichkeit mit ihrem Sohne.

Einen Tag darauf stellte Paul sich bei Dortchen ein, und zwar auf deren sehnlichen Wunsch mit seiner Mutter.

Wir haben jetzt nicht die Absicht, die täglichen Besuche vom Hotel de l'Europe nach dem Singel, noch die Besuche Dortchen's im Hotel zu registriren.

Nach vierzehn Tagen setzte Amsterdam die in den Zeitungen angekündigte Verlobung von Fräulein Dortchen Snider mit Herrn Paul Sivers aus Paris in Aufregung und Staunen.

Wir finden jetzt das Paar unterwegs, seinen ersten Brautleutebesuch bei Fräulein van Heeren zu machen.

Gesine kam ihnen herzlich entgegen und schloß Dortchen in ihre Arme. — Dortchen sprach von der Eiferuchtshene, welche sie dem Fräulein gemacht, und wie erschreckt Gesine sich damals durch die plötzliche Umarmung gezeigt.

„Ja, ganz ohne eine Spur von Grund war Deine“ — die beiden Mädchen duxten sich schon — „Eiferucht nicht, nur kamst Du damit zu spät,“ entgegnete Gesine. „Als zuerst dieser junge Mann da,“ sie zeigte lächelnd auf Paul, „in unser Haus kam, stürmte es in mir, ich wußte gar nicht, was ich fühlte, — es war der erste Mann, für den ich überhaupt etwas empfand. Ich hielt das auch eine Woche lang wohl für Liebe, — dann jedoch trat ganz unmerklich eine Aenderung, Klärung, Läuterung meiner Empfindungen ein und ich betrachtete Paul als einen mir vom Schicksal verlassenen Bruder, welchen mir der Himmel so seltsam geschenkt.“

Die gegen van Buiten geführte Untersuchung hatte einen schnellen Verlauf. — Der Mann war klug genug, einzusehen, daß Leugnen ihm gar nichts mehr helfen würde, und so gestand er denn offen den ganzen Vorgang ein.

Seit Jahren — so sagte er aus — hatte er schon den Plan gefaßt, wenn die Schornsteinfeger einmal im Haus wären, auf die uns bekannte Weise in die Arbeitsräume zu gelangen, um einen werthvollen, so gut wie fertigen Stein zu entführen. Entweder jedoch war allemal der Stein zu wenig werth oder nicht weit genug geschliffen, wenn die Essenlehrer im Haus waren, oder aber der Stein wurde fertig und mußte abgeliefert werden, bevor die Rauchfanglehrer im Hause zu thun hatten.

Endlich traf Beides zusammen, und als dritter, sehr wesentlicher Beweggrund, die That auszuführen, kam dazu die plötzliche Entlassung seines Arbeitskollegen Sivers.

Durch den Schornstein in der beschriebenen Weise gelangte Jan Buiten auf das Dach, — band sich dort mit dem Seil an den Schornstein und ließ sich so durch das offen gelassene Oberlichtfenster in das Schlafzimmer. Ein Bruder von ihm, ein geschickter Schlosser, aber gleichfalls Spieler, hatte ihm nach einem Abdruck des Schlosses den Schlüssel zu dem Tischkasten schon seit langer Zeit angefertigt.

In wenigen Minuten lag die Degge mit dem Stein in dem schwarzen Beutel des falschen Rauchfanglehrers, und unerkannt verließ Buiten das Snider'sche Haus. Der genannte Bruder reiste mit dem Stein nach London zu ihm bekannten Hehlern, da diese jedoch zu wenig geben wollten, begab sich jener Mann nach Hamburg, wo er den Stein zufällig zu derselben Zeit verkaufte, als die „Donna Anna“ im Hafen lag.

Die Firma Snider erhielt ihren Stein nicht wieder, dagegen Herr Ditomar Snider einen Theilnehmer am Geschäft, über welchen jungen Mann er im Stillen noch oft seufzte, während seine Tochter den ganzen Tag hätte singen und jubeln mögen und fröhlich war, wie es im Märchen heißt, „wie eine Haidelerche“.

Wir haben jetzt von zwei Hochzeiten zu berichten.

Klas führte seine Rosein heim, eigentlich jedoch Rosein Klas, dem Paul einen recht hübschen Kredit eröffnete, so daß er die Zinsen für den Garten, welche er seiner Frau zu zahlen haben würde, ganz gut entbehren konnte, und Paul und Dortchen wurden ein Paar etwa sechs Wochen nach dem Besuche bei Gesine.

Sie machten eine Hochzeitsreise nach Italien und nahmen die Schwiegermutter, Frau van Heeren, die nichts von den sonst übelberufenen Schwiegermuttereigenthümlichkeiten hat, mit.

Gesine blieb unvermögt, aber unabhängig durch das bedeutende Vermögen, welches ihr die Tante hinterließ.

Herr Blomfiß bekam von Dortchen einen prachtvollen Diamanten geschenkt. Sie warnte ihn bei der Ueberreichung, den Stein sich nicht stehlen zu lassen, sonst ließe er am Ende wieder irgend einem unschuldigen Manne durch die halbe Welt nach.

„Und triebe ihn schließlich in die Arme der lebenswürdigsten und schönsten Frau von ganz Holland,“ — beendete, dankend sich verbeugend, galant Herr Blomfiß.



Fluchbeladen. Croquetee selber hand auf der Estrade sein: Bude. (S. 286.)



Fluchbeladen. Lucile weigert sich, weiter zu spielen. (S. 286.)



In Kairo. Der Rauchpavillon in Sheppard's Hotel. (S. 287.)

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola von

Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

10.

Als sich das Geräusch ihrer Schritte entfernt hatte, erhob sich Lucile ganz zitternd vor Schreck und Zorn.

„Und das nennt sich Menschen!“ murmelte sie voll Ekel. „Menschen! Nein, sie sind ärger als wilde Thiere. Arme Blanche, Du sollst ihr Opfer werden! O, der liebe Gott hat mich wohl gehalten, damit ich das Kind Jean Renaud's rette und schütze. Und das will ich! Der Glende soll mich auf seinem Wege finden!...“

Sie kehrte in die Hütte, in ihre Kammer zurück. Sie beschloß, gegen Jean Renaud zu schweigen, um ihn nicht zu erschrecken, auch widerstrebte es ihr, die Anklägerin ihrer verworfenen Verwandten zu werden. Sie sann und sann auf ein Mittel...

Der Morgen brach an.

Die Lerchen jubelten, die Stimmen der Schnitter wurden laut auf der Wiese. Lucile gedachte ihrer Jugend, ihrer hellen Fröhlichkeit von einst; sie fühlte sich gerührt und reichliche Thränen flossen über ihre abgemagerten Wangen. Wie süß erschien ihr diese Nahrung! Es war für sie, die so lange, lange Jahre hindurch ohne Freude und ohne Hoffnung gelebt hatte, wie eine Rückkehr in's Leben.

Sie sollte ihr Kind wieder sehen, sie sollte ihrem Vater zu Füßen sinken dürfen, was konnte sie noch mehr wünschen?

Als sie aber ihr zerlumptes Kleid anschaute, ihre von

Aus unserer humoristischen Wappe.

Originalzeichnungen.



Hoffen und Harren
Nacht Menschen zum Narren.



Schulinspektor: Was ist das für ein Lied, was Sie eben singen lassen wollen?
Lehrer: „Die ganze Welt ist voll“, Herr Schulinspektor!“

*) Motette: Die ganze Welt ist voll deiner Herrlichkeit etc.



„Denke Dir, Oskar, während Du unten spieltest, hat Dir der Storch ein kleines Schwesterchen gebracht.“
„Ach! Hast Du's der Mama auch schon gesagt!“



Kommissär: Wie heißen Sie? — „Nikodemus Mandelblüh, Herr Polizeileben.“
„Welche Religion?“ — „Katholisch.“
„Wie alt?“ — „Fünfundzwanzig Jahr.“
„Welches Gewerbe?“ — „Handelsjud.“



„Warum haben Sie mich über meine Zeit schlafen lassen? Sie wissen, daß ich stets um fünf Uhr geweckt sein will!“
„In Befehl! Der Herr Hauptmann träumte gerade, als ich wecken wollte, und riefen: „Kellner, eine Karbonade!“ — da habe ich noch ein halbes Stündchen gewartet, bis der Herr Hauptmann das Befehle im Traume verpaid hatten.“



„Herr Geheimrath, ich bin beglückt, denn Ihre Fräulein Tochter hat mir eben das Bekändniß gemacht, daß ich in der verflohenen Nacht der Gegenstand ihrer Träume war.“
„Kein Wunder, Herr Referendar, es fällt mir ein, daß ich zu meiner Tochter, als sie mir gestern gute Nacht wünschte, sagte, sie möchte sich etwas Angenehmes träumen lassen.“

Dornen zerkrachten seine Beine, ihre zerfetzten Schuhe, fühlte sie Scham und Verlegenheit. Konnte sie vor ihrem Sohne so erscheinen? Sie wunderte sich, wie sie so lange in solcher Verwilderung habe leben können. Wie elend war sie geworden, wie tief war das frohe, stolze Mädchen gesunken! Jetzt aber, jetzt hatte sie ihr Kind wiedergefunden, der Fluch war gelöst, nun war ja Alles, Alles wieder gut!

Unterdessen war Jean Renaud, welcher glaubte, daß Lucile noch schläfe, in den Hof hinübergegangen. Er trat in den Garten. Blanche erblickte ihren Vater vom Fenster ihres Zimmers aus und war im Nu bei ihm unten. Sie ergriff ihn bei der Hand und zog ihn, ohne ein Wort zu

sprechen, in eine dicke Allee. Dort sagte sie mit reizender Freude: „Guten Morgen, Väterchen. Hier sieht uns Niemand. Küsse Dein Töchterlein!“

Damit fiel sie ihm um den Hals. Jean Renaud bedeckte ihre Stirn mit Küssen.

„Ich hab' Dich so gern, so gern, so gern!“ schmeichelte das junge Mädchen.

Jean Renaud schwamm in Seligkeit.

„Ich habe heute Nacht kein Auge zugehlan. Ich habe immer und immer nur an Dich gedacht, und wie groß, wie edel Du gehandelt hast. O Vater, Vater, wie stolz bin ich auf Dich! — O, Du wirst sehen, Du wirst alle Deine

Leiden vergessen, weil ich Dich so lieb haben will!“

„O theures Kind, schon an dem Tage, wo ich erfuhr, daß Du meine Tochter seiest, war Alles vergessen. Ich bin namenlos glücklich! Und unser Glück soll noch größer werden, denn ich werde Dich immer vor Augen haben!... Aber um Eins, um Eins möchte ich Dich heute noch bitten, mein Kind.“ — „Alles, Alles, was Du willst!“ — „Hast Du nicht noch einige Sachen, welche einst Lucile Mellier gehört haben?“ — „O freilich. Alles, was ihr gehörte, ist sorgsam in einem Schrank aufbewahrt.“ — „Und dieser Schrank befindet sich...“ — „In der Stube meines Väterchen.“ — „Und es befinden sich also darin Kleider,

Wäsche... — „Ja, Alles, was die arme Lucile besaß. Nichts ist weggeschenkt worden. Sie hatte so schöne Spitzen, aber nicht einmal die wollte mir der Pathe geben, sondern kaufte mir lieber neue.“ — „Nun also, mein Kind. Ich möchte gern ein Kleid von der armen Lucile haben, ein einfaches, dunkles Kleid; dann ein Tuch, ein Hemd, ein Paar Strümpfe und Stiefelchen. Kurz, einen vollständigen Anzug.“

Das junge Mädchen schaute ihren Vater überrascht an. „Ich habe gestern ein recht armes Weib getroffen,“ fuhr Jean Renaud fort, „und möchte ihr damit ein Geschenk machen.“

Blanche schien verlegen. „Ich... ich möchte Dir lieber eine Summe aus meiner Sparrasse geben für die arme Frau,“ sagte sie zögernd. „So viel, daß sie sich einen hübschen Anzug kaufen könnte.“ — „Nein, nein, Geld will ich ihr nicht geben...“ — „Aber am Ende ist's meinem Pothem nicht recht, weißt Du? Er hält die Sachen der armen Lucile so in Ehren...“ — „Sei nur ruhig, Blanche. Rouvenat wird nicht zürnen darüber, sondern im Gegentheil erfreut sein. Verlaß Dich darauf.“ — „Uebrigens, sobald Du es verlangst, will ich's gerne thun. Ich will gleich das Paket zusammenrichten.“ — „Ja, thue das. Spute Dich, mein Kind. Ich will hier darauf warten.“ — „Kenne ich die arme Frau?“ — „Nein, Du kennst sie nicht.“ — „Ist sie aus Frémicourt oder aus Givry?“ — „Das kann ich Dir nicht sagen.“ — „Es ist also ein Geheimniß?“ — „Ja, ein Geheimniß.“ — „Dann will ich nicht weiter fragen,“ lächelte sie lieb. — „Und einen Kamm könntest Du auch in den Bündel geben und Stecknadeln. Hörst Du?“ — „Du machst mich immer neugieriger... Wenn's indeß durchaus ein Geheimniß bleiben soll... Erwarte mich, im Nu will ich fertig sein!“

Leicht wie ein Vögelchen flatterte sie davon und war wirklich in kurzer Zeit mit den Sachen da, die sie in eine Serviette gebunden hatte.

„Bist Du zufrieden?“ fragte sie. — „Ja.“ — „Kommst Du zum Frühstück?“ — „Nein. So lange Rouvenat fort ist, will ich in meiner Stube essen. Ich werde mir gleich meinen Vorrath abholen. Ja?“ — „Schön! Ich will Dir die besten Bissen bereiten.“ — „Und mich verwöhnen?“ — „Das ist mein Recht!“ lachte sie und fiel ihm um den Hals.

Jean Renaud kehrte in die Schäferhütte zurück und pochte leise an die Kammer Lucile's. Diese öffnete.

„Schon auf?“ sagte er. „Guten Morgen, guten Morgen!“ — „Da habe ich etwas gebracht, Lucile. Etwas für Sie.“ — „Was ist es denn?“ — „Sehen Sie nur.“

Sie löste die Serviette. Sie fand und erkannte ihre Kleider von einst. Ihre Augen füllten sich mit Thränen und sie begann zu schluchzen.

„Sogar daran haben Sie gedacht!“ rief sie. „Aber wie sind Sie dazu gekommen?“ — „Durch Blanche. Ich sagte ihr, die Sachen gehörten für eine arme Frau.“

Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Dant.“ — „Sie werden sich jetzt anfleiden.“ — „O ja, ja, und wie freue ich mich darauf! Dieses Kleid hier hat mir mein Vater in Besoul gekauft. Ich habe es erst einmal angehabt. Diese Mantille war mein Lieblingsstück. Ich nahm sie stets des Sonntags, um nach Frémicourt in die Kirche zu gehen. Und da, da, ein Hemd, ein Unterrock, Strümpfe, Stiefelchen, sogar ein Sacktuch! Blanche hat nichts ver-gessen!“ jubelte sie mit kindlicher Freude.

Jean Renaud hörte sie lächelnd und gerührt an. In einem Zeitungsblatt fand sie Nadeln und einen Kamm.

„O, jetzt kann ich mich schön machen zum Empfange meines Sohnes!“ sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck unter schimmernden Thränen des Glückes. — „Und ich, ich werde uns unser Frühstück besorgen,“ sagte Jean Renaud und verließ die Hütte.

Eine Stunde später war Lucile frisiert und angekleidet. Jean Renaud war mit einem Korbe voll Gewürzen vom Hofe zurückgekehrt. Als er Lucile erblickte, die jetzt um fünfzehn Jahre jünger aussah, konnte er einen Ausruf nicht unterdrücken.

„Gefalle ich Ihnen so?“ fragte sie lächelnd. — „O, und ob!“ — „Das freut mich.“ — „So! Und jetzt frühstücken wir.“ fuhr er lustig fort. „Da haben wir ein Huhn, ein Stück Schinken, eine Schmitte Schafkäse, harte Eier, eingesottenes Obst, Brod, Wein und Biscuit. Blanche ist ein Goldkind! Essen wir!“ — „Essen wir!“ lächelte Lucile.

11.

Und nachdem sie gefrühstückt, erzählte sie dem Alten, was sie erlebt, seit man sie in's Hospital von Gray gebracht.

Ihre Geschichte lautete: „Die Spitalärzte hatten mich aufgegeben, aber Dant ihren Bemühungen und meiner kräftigen Konstitution wurde ich gerettet. Nach einem Delirium, welches vierzehn Tage währte, fand ich das Bewußtsein wieder. Aber mein Geist war ermattet, getrübt, verwirrt. Ich konnte nicht klar denken.“

„Als ich von der Wärterin mein Kind verlangte, war diese sehr erstaunt. Sie sagte mir, daß Gaukler mich gefunden und hergebracht hätten. Von einem Kinde wußte sie nichts. Auf meine Bitten forschte sie aber nach und

erfuhr, daß bei den Gauklern wirklich ein Kind gesehen worden war. Wahrscheinlich hatten sie es mit sich genommen. Ich beschloß nun, mein Kind zu suchen und nicht eher zu rasten, als bis ich's gefunden haben würde. Ich genas so weit, daß ich nach sechs Wochen das Hospital verlassen konnte.“

„Ich hätte mich zur Wiedererlangung meines Kindes an die Behörden wenden können, aber dann hätte ich mich zu erkennen geben müssen. Und Scham und Entmuthigung ließen mich schweigen über Alles, selbst im Hospital. Ich machte mich also allein, ohne Hilfe auf den Weg. Ich war schwach und zerrüttet im Geiste. Ich irrte einen ganzen Tag lang ziellos umher. Die Leute, die ich nach den Gauklern fragte, hielten mich für verrückt.“

Abends fand ich ein Obdach in einer armen Arbeiterfamilie. Auch dort fragte ich nach den Gauklern. Der Man wußte von ihnen. „Ja, ja, das ist die Truppe des Croquefer,“ sagte er. „Sie kommen von Zeit zu Zeit nach Gray, meistens zum Jahrmarkte. Sind Sie vielleicht das Weib, welches Croquefer auf der Straße gefunden hat?“ — „Ja, das bin ich.“ — „Richtig, jetzt erkenne ich Sie. Ich war dabei, wie man Sie auf einer Tragbahre in's Hospital transportirt hat. Und wie der kleine Junge immer „Mama! Mama!“ schrie!“ — „Das war mein Kind!“ rief ich schluchzend. „Sie haben mir's weggenommen, sie haben mir's gestohlen!“ — „Sie dachten wohl, daß Sie nicht mehr genesen würden, Frau. Sie werden Euch den Buben aber zurückgeben. Verlaßt Euch darauf.“ — „Wo finde ich sie aber?“ jammerte ich. — „Das weiß ich freilich nicht, denn bald sind sie dort, bald da. Meistens dort, wo Jahrmarkt ist.“ — „Und sollte ich ganz Frankreich durchwandern, ich werde mein Kind wiederfinden!“ rief ich. Und am andern Morgen machte ich mich auf den Weg. Ich besaß noch gegen sechzig Franken, die ich in meiner Tasche getragen hatte und die man mir beim Austritt aus dem Spital redlich abließerte. Ich durchstreifte nun die Franche-Comté, Elsaß und einen Theil von Lothringen. Immer vergebens; Croquefer war unsichtbar. So vergingen fünf Monate mit Irrfahrten. Aber nichts konnte meinen Willen entkräften. Mein Geld ging zu Ende, ich war gezwungen, zu betteln. Wenn mich meine Füße nicht weiter trugen, übernachtete ich in Scheunen, unter Gebüsch, wo immer.“

Am Jahrestage des Todes meines Geliebten kam ich hieher und weinte des Nachts auf seinem Grabe. So oft ich in diesen langen Jahren zu dieser Zeit in der Nähe war, besuchte ich stets des Nachts die Unglücksstätte, um zu klagen und zu weinen.“

„Und man hielt Sie für ein Gespenst!“ sagte Jean Renaud.

Lucile fuhr fort: „Zwei Jahre hindurch sahnete ich vergebens nach Croquefer. Endlich erreichte ich ihn, und zwar richtig auf einem Markte; seine Bude stand in der Mitte des Marktplatzes. Croquefer selber stand in seinem schmutzig-rothen Rock und seinem Dreispitz auf der Straße und schrie sich heiser. Ich wartete, bis die Vorstellungen zu Ende waren, und suchte ihn dann in seinem Gasthose auf. Er glaubte zuerst, ich suche Engagement als Schauspielerin. Ich aber gab mich ihm als die Verunglückte von Gray zu erkennen und forderte mein Kind. Er wurde verlegen, und auf meine Bitten, Drohungen, Värmen gestand er mir endlich, daß sein Handwurst mit meinem Kinde schon am Tage unserer Ankunft in Gray durchgegangen sei. Wie ich ihm sagte, daß ich zwölftausend Franken bei mir gehabt habe, als man mich bewußtlos fand, da begriff er erst, was den Handwurst bewogen habe, mit dem Knaben das Weite zu suchen. Croquefer gerieth darüber in eine schreckliche Wuth. „Der Schurke!“ schimpfte er. „Er hat das Geld eingesackt, er hat uns be...“ Er hielt inne. Es schien ihm eine Idee gekommen zu sein. Er fragte mich mit geheuchelter Theilnahme nach meiner Familie. Ich sagte ihm, daß ich allein stehe in der Welt. Da schlug er mir vor, bei ihm zu bleiben. Er wolle seinen Handwurst ausforschen und mir mein Kind wieder verschaffen. Das bestimmte mich. So wurde ich die Magd der Truppe, nähte die Kostüme, besserte die Wäsche aus, kochte, Alles ohne Lohn. Aber er hatte mir ja versprochen, mir mein Kind wieder zu schaffen! Ich war das Lastthier elender Gaukler, aber ich war wenigstens keine Bettlerin mehr, ich durfte nicht fürchten, aufgegriffen zu werden.“

Croquefer ist tyrannisch, eitel, aufgeblasen, gewissenlos, grausam und roh, so daß seine ganze Bande vor ihm zitterte. Ich noch mehr als die Anderen; denn von ihm hing es ja ab, ob ich mein Kind wieder sehen sollte. Ich dachte, er stelle Nachforschungen an nach seinem entflohenen Handwurst, aber er belog mich. Es war ihm nur darum zu thun, eine Magd zu haben, die ihm nichts kostete. O, ich that Alles, was ich ihm nur an den Augen absehen konnte, um ihn mir gewogen zu erhalten. Er ist reich, aber von schmutzigem Geize. Ich hungerte und darbe bei ihm. Ich war langsam in Stumpfsinn versunken, ich wurde eine Maschine, ein Automat. Und doch behandelte er mich roh und brutal. Einige Male verließ ich ihn und durchirrte allein und bettelnd die Gegenden. Aber ich konnte nur durch Croquefer dem Handwurst auf die Spur zu kommen hoffen, und so kehrte ich immer wieder in mein Joch zurück.“

Eines Tages entdeckte Croquefer, daß ich schreiben und rechnen könne. Von diesem Augenblick an erhob er mich zum Range seiner Kassierin. Auch in seinen Schau-

stellungen mußte ich in grotesken Verwimmungen eine stumme Rolle spielen. So sehr mir das auch widerstrebte, ich that es — für mein Kind! Nur durch Croquefer glaubte ich es ja wiederfinden zu können. So sank ich von Stufe zu Stufe im Elend, aber, Gott sei Dank! nicht in der Ehrbarkeit, nicht in meiner Selbstachtung!...

„So kamen wir im vorigen Mai nach Gray zum Jahrmarkt. Croquefer war immer bestrebt, etwas Neues seinem Publikum vorzuführen. So kam er auf die Idee, eine Menschenfresserin zu zeigen. Ich sollte diese Rolle spielen. Er war gewiß, daß ich Nein sagen würde. Deshalb fing er damit an, mir zu erzählen, daß er auf der Spur seines Handwurstes sei und daß mein Sohn noch lebe. Ich war außer mir vor Freude. Er erzählte mir, daß Leon groß und schön geworden sei, daß aber der Handwurst ihn ängstlich verberge, daß Croquefer allein den Entführer zwingen könne, mein Kind wieder herauszugeben. Er wolle auch Alles thun, um das zu Stande zu bringen, nur müsse ich ihm eine Gefälligkeit erweisen, ich müsse die „wilde Frau“ spielen. Was wollte ich machen? Ich hatte nur einen Gedanken: mein Kind! Ich ließ mich also ausstaffiren, wie er es für gut fand, und betrat die Bühne. Da — erblickte ich plötzlich unter der Schaar von Zuschauern Rouvenat! — Nun war mein Muth zu Ende; Ekel und Abscheu vor den Fragen um mich ergriffen mich, das Blut stieg mir zu Kopfe; Croquefer wollte mich durch einen Schlag zwingen, meine abscheuliche Rolle zu Ende zu spielen — aber ich stieß ihn zurück, ich floh, ich riß mir meine elende Maske vom Leibe; eine mittheilige Komödiantin half mir in mein altes Gewand und sagte mir, daß Croquefer sich nie um mein Kind erkundigt, daß er mich stets belogen habe. Ich flüchtete mich in derselben Stunde noch für immer mit den wenigen Franken, die ich mir abgedarbt hatte. Und Gott hat mich dann wunderbar erhalten bis heute, bis zur Erfüllung, bis zur Heimkehr! Er hat den Fluch von mir genommen, er hat meine Seele dem Lichte, mein Herz der Hoffnung wieder geöffnet, der Name des Herrn sei gelobt!!!“

12.

Jean Renaud und Lucile blieben den ganzen Tag über beisammen und sprachen von ihren Kindern.

Dabei aber vergaß Lucile nicht den schändlichen Plan der beiden Pariser, die schreckliche Gefahr der armen Blanche. Sollte sie das Ganze Jean Renaud mittheilen? Er würde dann den jungen Schurken bei seiner Tochter erwarten wollen und — die Folge konnte ein Mord sein. Sie hatte daher für die Rettung Blanche's einen andern Plan gefaßt.

Nachdem sie von der Liebe ihrer beiden Kinder, von dem Glück derselben und der Zukunft gesprochen hatten, sagte Blanche: „Ich habe eine Idee, Jean Renaud, einen Wunsch. Ich möchte gern beim Einbruch der Nacht unbemerkt in den Hof gelangen, ich möchte schon diese Nacht unversehrt in der Nähe meines Vaters verbringen — etwa in der Stube Rouvenat's!“

Jean Renaud war zwar überrascht, aber er sagte: „Ihr Wunsch, Lucile, ist mir Befehl. Aber warum nicht offen zurückkehren?“ — „Das will ich erst, sobald mein Sohn da ist, ich habe es Ihnen schon gesagt, Jean Renaud. Ich möchte heute Nacht heimlich dabeim sein. Fragen Sie mich nicht nach dem Grunde dieser Laune, die eigentlich Eingebung ist. Der liebe Gott will es so, dünkt mich. Haben Sie nie solche Eingebungen gehabt?“ — „Gewiß,“ sagte er ernst. „Hätte ich sonst gelebt, wie ich gelebt habe?“ Dann erhob er sich. „Es ist gut. Ich werde ein Mittel finden, daß Sie in der Nacht unbemerkt in den Hof gelangen.“

Er begab sich in den Seuilhof. Dort nahm er in der Halle Platz, wo eben die Köchin das Abendessen für die Arbeiter zubereitete. Er half ihr das Feuer schüren und plauderte mit ihr von der vielen Arbeit. Das gute Weib wuschte sich die Stirn ab und meinte: „Ach ja wohl! In der Schnittzeit weiß unsereins nicht, wo ihm der Kopf steht. Gertrud hat vollauf im Kuhstall zu thun und das Fräulein, nun das hilft mir wohl, jetzt ist sie aber schon über eine Stunde beim Herrn droben. Der ist schrecklich aufgereggt und wunderlich, wenn Herr Rouvenat nicht da ist, und da will er immer das Fräulein um sich haben. So!... Jetzt muß ich auch noch in den Keller hinab und den Wein abziehen...“ — „Kann das nicht Fräulein Blanche besorgen?“ fragte Jean Renaud hastig. — „Freilich, aber sie weiß nicht damit umzugehen. In der Regel thut das Herr Rouvenat.“ — „Wenn's Ihnen recht ist, will ich das Geschäft übernehmen,“ meinte Jean Renaud, der seine Idee hatte. — „Wenn Sie so gut sein wollen. Denn ich kann jetzt wirklich nicht von meinen Kesseln fort...“

Jean Renaud hatte sich erhoben.

„Abgemacht,“ sagte er, „ich gehe in den Keller. Sagen Sie mir nur, wo das Faß steht und wie viel ich abziehen soll.“ — „Na, so sechzehn Liter ungefähr, die zwei Körbe voll, wie gestern. Das Faß ist gleich das erste an der Thür. Uebrigens gehe ich mit Ihnen hinab. Bei der Gelegenheit nehme ich gleich den Wein für die Herren herauf.“

Sie zündete die Laterne an. Jean Renaud folgte ihr, indem er die zwei Körbe mit den leeren Literkrügen mitnahm. Sie stiegen die Kellertreppe hinab. Die Köchin zeigte ihm das angezapfte Faß, nahm zwei Flaschen Wein

von einem Gesimse und stieg wieder die Treppe hinauf. Jean Renaud blieb allein im Keller. Er verlor keine Minute.

Um die Fässer hinabzulassen, befindet sich eine breite Thüre im Keller, die in den Hof führt. Diese hat kein Schloß, sondern wird von innen durch einen Riegel geschlossen. Jean Renaud schob diesen Riegel zurück. Der Eintritt in das Haus war so freigegeben für Lucile.

Dann füllte der Alte die Krüge und brachte den Wein in die Halle hinauf. Die Köchin dankte ihm und er kehrte zu Lucile zurück, um ihr zu sagen, daß sie des Nachts in's Haus gelangen könne nach Belieben.

Um halb zehn hatten die Tagelöhner den Hof verlassen, die Knechte hatten sich zur Ruhe begeben. Die Köchin schlief schon. Gertrud war in ihrer Kammer. Sie hatte das Licht verloscht und horchte zitternd auf die Ankunft ihres schönen Franz. Was wollte er nur hier? Sie hatte Angst. Sie zitterte bei jedem Geräusche. Auch Blanche hatte sich auf ihre Stube begeben, nachdem sie Jacques Mellier gute Nacht gesagt hatte.

Durch das Fenster drang der Nachthau; sie schloß es. Dann betete sie, verloschte das Licht und begab sich zu Bett. Sie konnte lange nicht einschlafen. Im Halbschlummer hörte sie leise Schritte im Korridor. Was konnte das sein? Jacques Mellier war ihr an diesem Tage aufgeregter, ruhlos, ängstlich, seltsam vorgekommen; vielleicht war er unwohl geworden? Sie sprang aus dem Bett und öffnete die Thüre. Der Mond schien grell in den Korridor. Sie schaute hinaus, sah aber Niemand, Alles war still.

„Vater, bist Du da?“ fragte sie.

13.

Niemand antwortete.

„Ich habe mich geirrt,“ dachte sie. Sie schloß die Thüre. Eine Viertelstunde später schlief sie fest.

Um Mitternacht ging die zitternde Gertrud das kleine Thor öffnen, wie der schöne Parisel ihr geboten hatte.

Augenblicklich richteten sich zwei Männer hinter einem Rosengebüsch auf und traten in das Haus.

„Mein Vater hat mitkommen wollen,“ sagte Franz zur erstaunten Magd. „Jetzt sind wir da, wir brauchen Dich nicht weiter, Mädch. Mach, daß Du in Deine Kammer kommst, ziehe die Decke über die Ohren und kümmer Dich um nichts. Verstanden?“

Damit gab er der Dirne einen Stoß; sie wankte in ihre Kammer zurück, indem sie seufzte: „O Himmel, o Himmel, was wird jetzt geschehen?“

Die beiden Parisel ratheten eine Sekunde im Dunkel. Beide zitterten und athmeten schwer.

„s wird zeitlich Tag,“ flüsterte der Alte. „Wir müssen uns spüten. An's Werk!“ — „Bist Du entschlossen?“ — „Ja. Und Du?“ — „Ich? Ich will mich ja rächen!“ — „Bedenke, so lange es noch Zeit ist. Gib Deinen Plan auf, Junge.“ — „Gibst Du den Deinigen auf?“ — „Ich? Ich will reich werden.“ — „Nun, und ich, ich will mich rächen! Mellier schläft, Du bist sicher. Nur Blanche ist zu fürchten. Ich will sie unschädlich machen.“

Damit zündete er ein Rindhölzchen an und schaute vor sich hin. Beide Schurken waren todtenbläß. Nur ihre Augen glühten.

„Vorwärts!“ sagte der Vater. Sie schlichen vor. Alles um sie herum war still. Sie durchschritten die Halle und stiegen vorsichtig die Treppe hinauf. Droben hielten sie vor der Kammerthüre Mellier's. Der Vater Parisel legte sein Ohr an dieselbe.

„s ist so still drinnen!“ flüsterte der Alte. — „Sei froh!“ hauchte der Sohn. „Ich glaube gar, Du hast Angst?“

Damit drehte er die Klinke. Die Thüre öffnete sich. Jacques Mellier rührte sich nicht in seinem Bette. Er schlief fest.

„Der hat seine Portion Opium!“ flüsterte Franz. „Du kannst eintreten.“

Der Alte trat ein. Sein Sohn folgte ihm, steckte eine Blendlaterne an und stellte sie so neben den Schreibtisch, daß ihr Schatten auf die Vorhänge des Bettes fiel. Der alte Parisel lauerte sich vor ein Hauteuil, auf welchem die Kleider Mellier's lagen, und suchte nach dem Schlüssel.

Franz verließ die Stube. Jetzt hatte der Alte den Schlüsselbund gefunden.

Auf allen Bieren kroch er gegen den Sekretär. Er sah sich schon im Geiste in den Banknoten wühlen.

Da regte sich Jacques Mellier auf seinem Bette und stöhnte im Traume: „Rouvenat! Rouvenat! Rouvenat, zu Hüffe!“

Parisel hielt inne und legte sich flach auf den Boden nieder. Er bebte an allen Gliedern, er hatte Angst — vielleicht vor sich selber.

Bald aber war er überzeugt davon, daß Jacques Mellier nicht erwacht sei. So kroch er denn wieder gleich einer Schlange nach dem Möbel, welches den Schatz barg. Dort richtete er sich auf und suchte aus dem Schlüsselbunde den rechten hervor. Er versuchte einen, den zweiten; erst der dritte paßte. Seine Hand zitterte, sein Herz pochte zum Zerpringen; noch einen wilden Blick warf er auf das Bett. Mellier schlief noch immer. Jetzt drehte er den Schlüssel zweimal im Schloße um. Der Deckel des Möbels öffnete sich. Die Augen traten dem Räuber beinahe aus den Höhlen, wie er sich über die Oeffnung beugte und die

Schätze erblickte: ganze Bündel von Staatspapieren und Obligationen, viele, viele Büschel Banknoten, eine ganze Reihe von Goldrollen. Ganz hinten befanden sich die Säcke mit dem Silbergeld.

Parisel war geblendet, er hatte das Fieber. Seine Lippen verzerrten sich, er lachte stumm. In diesem Augenblick sah er nichts als den Reichtum vor sich. Er hatte den Schläfer ganz vergessen, den Schläfer, der nicht mehr schlief.

Denn Jacques Mellier war erwacht. Als er die Augen öffnete, hatte er das Knacken des Schloßes gehört. Leise hatte er sich auf seinem Lager aufgerichtet und die Vorhänge zurückgeschoben.

Im Halbdunkel, am Sekretär, sah er einen Mann. Der Räuber kehrte ihm den Rücken zu, er konnte ihn nicht erkennen. Trotz der Ueberraschung fühlte Jacques Mellier keine Furcht. Er ließ sich geräuschlos vom Bette herabgleiten und stand aufrecht.

„Wie soll ich dieses Alles fortbringen?“ sagte sich Parisel. „Steden wir vor Allem die Goldstücke und die Banknoten ein.“

Und mit beiden gierdegekrümmten Händen in das Möbel tauchend, faßte er Goldrollen mit dem breiten, harten Griffe eines Raubvogels.

In demselben Augenblicke packte ihn Jacques Mellier, im Hemde, barfuß, wehrlos, bei beiden Schultern, zog ihn kräftig nach rückwärts und rief mit heiserer Stimme: „Räuber! Räuber! . . .“

Der schöne Franz war unterdessen den Weg gegangen, den seine wilde Sinnenlust und sein Rachebuhst ihn führten. Welche von beiden Leidenschaft war stärker in ihm? Seine Eier oder die ohnmächtige Wuth über den Ekel, den das junge Mädchen ihm so unverholen gezeigt hatte? Indem er sich an Blanche rächte, rächte er sich zugleich an Mellier und Rouvenat, die ihn davongesagt hatten wie einen Hund. Ein erstes Verbrechen war ihm mißlungen er hatte Durst nach einem zweiten.

Er trat in das Zimmer des jungen Mädchens, mit glühenden Augen, ein gemeines Grinsen auf seinen Lippen, entschlossen zu Allem, selbst zu einem Morde, wenn er sich nicht anders rächen konnte.

Er schlich an's Bett. Er hörte die regelmäßigen Athemzüge des jungen Mädchens. Da überließ es ihn wie ein Fieber, das Blut kochte in seinen Adern, er neigte sich vor, da . . .

Die Stube Blanche's war jählings hell erleuchtet. Die Thüre war aufgerissen worden. Ein Weiß stürzte herein und stellte sich mit flammenden Blicken zwischen den schönen Franz und sein Opfer. Das Ganze war so rasch geschehen, daß Franz wie versteinert stehen blieb. War dieses weiße, blasse Gesicht da vor ihm ein Geist?

Aber dieser Geist sprach dumpf, hohl, drohend: „Was suchst Du hier, seiger Mörder? Willst Du abermals Pierre Rouvenat meucheln? Aber dann hast Du Dich ja im Zimmer geirrt. Du bist hier bei Blanche Mellier. Und, Gott sei Dank, sie ist nicht allein und schutzlos. Ich bin hier, um sie zu schützen gegen Dich, Du wilde Bestie! . . . Wenn's nach Rechten ging, sollte ich jetzt das ganze Haus aufschreien gegen Dich und Du solltest nur gefesselt, zwischen zwei Gendarmen, von hier fortkommen. Aber um Deiner armen Mutter willen, die eine brave Frau gewesen ist, will ich Dir Zeit lassen, Dich zu bessern! Sieh' aber zu, daß Du in einer Stunde weit über alle Berge bist und nimmer wieder um den Seuillonhof schleichst wie ein Dieb, wie ein Mörder; denn der alte Brunnen hat eine Stimme, welche ruft: ‚Franz Parisel ist ein Mörder! . . .‘ Und jetzt fort mit Dir!“

Der Mensch stand noch immer wie versteinert da. Sein ganzer Körper bebte krampfhaft. Mit flammenden Blicken trat Lucile auf ihn zu und scheuchte ihn fort mit jäher, mächtiger Geberde, welche nach der Thüre wies. „Hinaus mit Dir!“ gebot sie. Er wich vor diesem flammenden Zorne zurück. Er war weiß wie eine Leiche, seine Augen irrten wie die eines Wahnsinnigen.

„Es ist das Gespenst! Das Gespenst! . . .“ leuchtete er, indem er davor zurückwankte, und mit einem gelben Schrei stürzte er aus der Stube, die Treppe hinab, in wilder Flucht. (Fortsetzung folgt.)

In Kairo.

II.

(Büd S. 284.)

Natürlich merken diese Industriellen bald den Reuling heraus und er ist es vor Allem, der bestürmt wird. Acht, vierzehn Tage dauert diese Belagerung eines jeden Einzelnen, dann jedoch lassen diese Gauner — denn das sind sie, mit Ausnahme der Hefungen, der Mehrzahl nach — ihre Opfer in Ruhe. Entweder sind sie schon gerupft oder sie haben eingesehen, daß hier nichts zu holen. Ein Stündchen aber auf der Veranda des Hotels ist so echt ägyptischen Lebens voll, so unterhaltend und ergötzlich, daß es zu den unvergesslichen Eindrücken des Aufenthalts in der Nilstadt zählt. Vielleicht werden Viele, die von den Strapazen einer Pyramidenbesteigung eines Rittes außerhalb der Stadt heimkehren, auch die Ruhestunde im Rauchpavillon des Hotels, unter dem sternförmigen Abendhimmel des Nillandes, umweht von Blumenduft und überschattet von riesigen Platanen, zu den köstlichsten Erinnerungen rechnen.



Aus allen Gebieten.

Dunkelfärben von Eichenholzmöbeln.

Um neuen Möbeln aus Eichenholz einen etwas dunkleren Ton zu geben, stellt man dieselben in einen kleinen Raum, möglichst ohne Fenster, und mit ganz dicht schließender Thüre, und trägt Sorge, daß kein Möbelstück die Wand berührt. Ehe man die Thüre schließt, bringt man eine große offene Schale mit Salmiatgeist gefüllt in den Raum. Ein Tag ist hinreichend, um das Holz genügend zu bräunen; diese Art zu bräunen beruht, wie man sieht, darauf, daß der Gerbstoff des Eichenholzes sich mit den Ammoniakdämpfen verbindet, welche Verbindung sich, wie die meisten Verbindungen der Gerbstoffe, an der Luft dunkler färbt und bräunt.

Gaumöl gegen Gallensteine.

Provencerdöl in großen Dosen hat Kennedy in einer Reihe von Fällen, in denen die Anwesenheit von Gallensteinen erwiesen oder gemuthmaßt wurde, mit ganz wunderbarem Erfolge gebrauchen lassen. Er gab Abends 150 Gramm Olivenöl und am andern Morgen eine volle Dosis Ricinusöl, ließ dieß, besonders wenn Kolikanfälle eintraten, einige Male wiederholen oder gab auch wohl obige Portionen an zwei Abenden hinter einander. In allen Fällen erfolgte leichter Abgang von erweichten Gallensteinen, in einem Falle circa zweihundert. Kennedy glaubt ganz fest an die Fähigkeit des Olivenöls, die Steine zu erweichen, theilweise aufzulösen und deren Ausstoßung zu erleichtern; besonderes Gewicht legt er auf die großen Dosen.

Fliegen in Ställen.

Als wirksames Mittel dagegen wird empfohlen, an verschiedenen Orten des Stalles, dicht unter der Decke desselben, kleine, mit Chloralkali gefüllte Röhren anzubringen. Auch dürfte ein öfteres Anstreichen der Decke mit Chloralkalilösung von Nutzen sein. — Von anderer Seite ist folgendes Mittel mit Erfolg angewendet worden: Man lasse in der Apotheke eine Mischung von 8 Loth dalmatischem Insektenpulver, 1/2 Loth gestohlenen feinen Schwefel und 1/2 Loth Sytopodium anfertigen und fülle es in eine Schweinsblase, welche, mit einer Federpöle versehen, sonst fest zugebunden ist. Hierauf spritze man diese Mischung gegen die in den Ställen namentlich am Morgen und an kalten Tagen in großen Massen zusammenfliegenden Fliegen, und wird hierauf die schnell und tödtlich eintretende Wirkung sich in wenigen Minuten zeigen. Die Mischung erhält, gut verkorrt, lange ihre Wirkung.

Die Kessel als Futterpflanze.

Die Kessel wird als ein ersprißliches Futter in Schweden im Großen angebaut. Sie kommt auf jedem Boden fort, verlangt keine Pflege, hält alle Witterungsverhältnisse aus und kann in einem Sommer fünf bis sechsmal beschnitten werden. Die Röhre, welche sich von dieser Pflanze nähren, liefern mehr Milch und bessere Butter. Zwar freisen sie zuweilen die frisch gemähten Kesseln nicht, doch braucht man die Pflanzen nur abzumähen und einige Stunden welken zu lassen, um ein gern genommenes Futter für die Röhre zu erhalten, da dann die Brennhoare nicht mehr wirken. Man vermengt gekochte und gehackte Kesselblätter mit dem Hühner- und Gänsefutter, um mehr Eier zu erhalten. Auch die Pferdehändler verfüttern gern Kesseln, weil die Pferde dadurch eine glänzendere Haut erhalten sollen.

Rösselsprung.

men	um	den	am	schau-	lei-	hö-	ser
som-	leuch-	und	her-	nicht	mann	en	big
es	blu-	mer-	ten-	mit-	lich	blaf-	je
mor-	men	ten	die	ger	her	flü-	an
gar-	flü-	gen	blu-	es	sei	du	schwe-
ich	spre-	den	un-	geh'	ri-	wand-	stern
stern	im	die	ber	spre-	baum	rer	trau-
den	a-	und	ich	je-	ich	und	le

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. v. G. 1) Wir kennen kein Bild, auf welchem Napoleon I. mit einem Bart abgebildet ist. Sehr wahrscheinlich trug er deshalb keinen, um seine Ähnlichkeit mit Julius Cäsar, die eine sehr geringe war, dadurch mehr ins Licht zu setzen. 2) Friedrich II., der Große, von Preußen.

Carl Th... in Moskau. Die eingebrennten Photographien auf Porzellan sind dauerhafter. Ueber Emailphotographien hat man noch keine Erfahrungen.

Hrn. Alexander Baum in B. Ein Examen auf der Schule selbst ist nicht beschränkt — jedenfalls nicht unter sechzehn Jahren.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthselräthseln u. s. sind uns zugegangen von: Frln. Rosine Wihlidal, Prag; Anna Hansen, Kiel; Bertha Ridert, Tuttlingen; Frau Amalie Hering, Berlin; Antonie Gutbaum, Berlin; Hr. M. Kovak, Pest; A. Riedinger, Gernsbach; W. Fröhlich, Frankfurt a. M.; J. und G. Velisan, Athen; L. Wette, Göppingen; F. Birnfiel, Weinsheim; G. Peters, Wien; A. Meier, Hamburg; L. Amar, Pest; Fr. Stropp, Dortmund; W. Bring, Magdeburg (Schachlösung); L. C. B. in Eingen. Rein — nicht aus einer Kirche.

Hrn. J. Wingen in D. Wir haben von dahin Verlorenen Dinge erfahren, die betraft sind, daß wir vor Auswanderung dorthin und zu diesen Leuten nur ernstlich warnen können.

Abonnet v. in G. Diese Tinte ist noch nicht erfunden.

Hrn. A. G. Wir sind mit Gedichten überreich versehen.

Abonnet S. in Solingen. Einen Pab erhalten Sie unter diesen Umständen nicht, und wie Sie ohne G. nach Australien kommen wollen, ist uns nicht klar. Die Verhältnisse wären übrigens für Ihren Beruf günstig.

Hrn. B. Brodowski. Häßlich — läme aber jetzt doch schon viel zu spät. Die Herstellung jedes Heftes der „Illust. Welt“ erfordert bei der großen Auflage fast drei Wochen. Ihr Gedicht läme daher erst im Februar heraus.

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. Rudolph B. in Frankfurt a. M. Die plötzlich eingetretene gelbe Färbung der sonst weissen Augenhaut spricht für eine Störung der Verdauungsthätigkeit, zu deren Beseitigung sich auf dem Wege der ärztlichen Korrespondenz kein Rath ertheilen läßt; Sie müssen sich vielmehr persönlich an einen Arzt wenden. — Dr. St.

Hrn. Wilhelm D. in Bremen. Aus dem Munde kommender übler Geruch kann sowohl auf frische Zähne und Unreinlichkeiten in der Mundhöhle als auch auf eine Veränderung tiefer liegender Organe zurückgeführt werden. Kommt der Geruch aus dem Munde, so genügt reichliches Reinigen mit desinfizierenden Mundwassern, die aus den Apotheken ohne Rezept erhältlich sind. Kommt der üble Geruch aber aus dem Magen oder aus den Lungen, so ist eine spezielle ärztliche Behandlung und das persönliche Befragen eines Arztes absolut notwendig. — Dr. St.

Hrn. O. J. in Stuttgart. Ein Wundarzt, welcher kein medizinisches Examen gemacht hat, ist zur ärztlichen Praxis nicht berechtigt, mithin ist es auch keinem Apotheker gesetzlich gestattet, die verordneten Pillen und Tropfen anzufertigen. — Dr. St.

Kleine Abonnentin G. in A. Hr. C. T. in Hornberg und Abonnent in Halle. In allen diesen Fällen ist es nicht möglich, auf korrespondentlichem Wege einen ärztlichen Rath zu ertheilen. — Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Ein dunkler Schatten, Erzählung von F. L. Reimar. — Gedentverk. — Des Wildbieders Schicksal. — Vorbereitungen zum Dreißigstagen, von Karl Albert Regnet. — Das Kloster auf dem Ottilienberg im Elß. — Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Domin. Schluss. — Fischbeladen, Roman nach Emile Richebourg von Emile Bacano. Fortsetzung. — In Kalra. II. — Aus allen Gebieten. — Räthselräthsel. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Des Wildbieders Schicksal. — Vorbereitungen zum Dreißigstagen, nach dem Gemälde von G. Turletti. — Das Kloster auf dem Ottilienberg im Elß, nach einer Zeichnung von Robert Schmutz. — Fischbeladen: Croquiser selber hand auf der Straße seiner Stube; Pucelle vergriff sich, weiter zu spielen. — In Kalra. Der Rumpstanz in Sheppard's Hotel. — Aus unserer humoristischen Kasse, Originalzeichnungen.

Neues illustriertes Prachtwerk aus dem Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Die schöne Müllerin.

Liederzyklus von M. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrierte Pracht-Ausgabe

mit 60 Original-Zeichnungen von A. Baumann und A. Schuster.

Preis elegant formatirt 12 Mark, in reichverziertem Original-Einband mit Goldschnitt 18 Mark.

Dem theuren Meister des deutschen Liedes, Franz Schubert, ist wieder ein würdig Denkmal errichtet worden in einer Pracht-Ausgabe seiner „Müllerlieder“, welche die Ed. Hallberger'sche Verlags-Handlung nicht nur in Ton, sondern auch in Wort und Bild soeben fertiggestellt hat. Der Titel gibt uns die Bildnisse Schubert's und des Dichters Wilhelm Müller und nennt die drei Künstler, welche die Originalzeichnungen und Holzschnitte geliefert haben: Baumann, Schuster und Brendamour. Dieselben sind sehr glücklich konzipirt und namentlich, was landschaftliche Stimmung anbelangt, mit Reife und Sorgfalt angeführt; vom großen Situationsbilde bis zu den kleinsten Initialen und Schlusszeichen der jedesmal vorgebrachten Liederteile herab ist Alles sinnig und poetisch gegeben. Zu den drei von Schubert nicht komponirten Liedern: „Mühlentleben“, „Erster Schmerz, letzter Scherz“ und „Münchlein Vergiftmeins“, die bei Aufführungen des ganzen Cyklus sonst gleich dem Prolog und Epilog nur gesprochen wurden, gelang es ebenfalls, eine Musik zu erlangen und jene durch plötzliche Deklamation entstehende Störung somit vermeidlich zu machen. Die Schubert'sche Melodie ist nach den f. J. von Rindhartinger aufgefundenen Originalen purifizirt, und es scheint so nichts veräuert, um den ganzen Cyklus, wie es seine Popularität verdient, nach innen und außen in einer Gestalt darzubieten, die auch Herz und Auge des deutschen Volkes so zu erfreuen vermag, wie es bei Werken seiner Lieblingsgewohnt ist. Augsburg Allgemeine Zeitung.

Ankündigungen.

Die Small gepaltene Nonpareilgröße 60 Vfg.

Violinen. Eigene Arbeit! Preisgekrönt Düsseldorf 1890 für „hervorragende Leistung“. von 4—30 M., berühmte Meister 20—200 M. Bogen 1—30 M., Equis 3/4—40 M. Gitarren 1—50 M. Saiten von vorzngl. Haltbarkeit. Garantie! Die patent. Stumme Violine u. Studiren (eigene Erfindung). Bratschen, Cello und Bässe. Reparaturen! Empf. von Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer etc. Export! Wiederverk. Rabatt. Preisourante franco. 513. Gebrüder Wolff, Saiten-Instrumentenfabrik Kreuznach.

Gedichte finden sofort Verwendung. Offerten und Retourmarke sub A. 26. Halle a. S. postlagernd erbeten.

Wie beschafft man Patente? Das Reichpatentgesetz mit Anhang versehen bei gegen 25 M. Marken G. Dittmar, Ingenieur u. Patentanwalt, Berlin, Oranienstr. 1. 453

VENTILATION von Gebäuden jeder Art. Einzelne praktische Ventilationsapparate. 527 Ingenieur Sanftleben, Magdeburg. Für Männer jeden Alters sehr wichtige Erfindung. Ärztlich begutachtet und empfohlen. Preisliste, sowie Prospekt verickscht franco verschlossen gegen Einsendung von 50 M. in Reichsmarkten Generalagent Wujakki in Nürnberg. Gr. und Import v. Kanarien, Geflügel, Kanarienvögel, überseeischen Sägen, Seiner. Aug. Pfaff, Lomm. Kleinereisen. Böden. Anfragen mit Retourmarke. 524

PATENT Besorgung u. Verwerthung J. BRANDT Civil-Ingenieur Königsgrätzer Str. 31. BERLIN. W.

Klinik, vom Staat konz. zur ärztlichen Heilung hartnäckigster Haut-, Unterleibs-, Schindler, Nervenkrankh., Rheumatismus u. Diphtherie. Dr. Rosenfeld, Berlin, Friedrichstr. 189. Auch briefl. Prospekte gratis.



Einladung zum Abonnement auf die

Modenwelt.

Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Begründet 1. Oktober 1865. — Alle 14 Tage eine Nummer. —

Preis vierteljährlich M. 1.25. oder 75 Kr. Oe. W.

Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend

gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche. Ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Leinenstickerei in Kreuzstich und verschiedenen doppelseitigen Stickstichen; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist, Tüll u.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinwand u.; die verschiedensten Tapissereien, Strick-, Häkel-, frivolitäten-, filet-, filet-Guipure-, Knäpf- und Rahmen-Arbeiten; geklöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn u.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch u. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.



12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe, 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache u., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 295,000. — Uebersetzungen in französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, dänischer, schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer und böhmischer Sprache erscheinen in weiteren 302,000 Exemplaren zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Expedition der Modenwelt zu Berlin.



„Jahrmarkt des Lebens“,

eine Fest-Prämie für unsere Abonnenten.

Die besonders in den letzten Wochen vor den Festtagen überaus zahlreich eingegangenen Bestellungen auf unser Künstler- und Familien-Album haben den großen, für die Weihnachtszeit hergestellten Vorrath vollständig erschöpft und es mußte sofort die Fertigstellung weiterer Exemplare in Angriff genommen werden, um auch der jetzt noch starken Nachfrage genügen zu können. So werden auch alle weiteren Bestellungen, wenn sie sich nicht zu sehr häufen, ohne großen Verzug ihre Erledigung finden können.

Das Album erfreut sich allgemeiner Anerkennung von Seiten unserer Abonnenten, dieß bestätigen uns neben dem fortwährend starken Begehre die vielen Zuschriften, welche ihrer Freude über diese schöne Gabe offenen Ausdruck geben; auch die Presse stimmt in dieses Lob ein. So sagt u. A.

die „Neue Freie Presse“ in Wien.

Die Verlags-Handlung von Eduard Hallberger in Stuttgart hat vor einigen Jahren als Extrapremie zu den von ihr herausgegebenen Journalen „Ueber Land und Meer“, „Deutsche Romanbibliothek“, „Illustrierte Welt“ zu Weihnachten „Die Wandermappe“, ein Künstler- und Familien-Album gebracht, das in den Kreisen der Abonnenten einen durchschlagenden Erfolg hatte und die großen Erwartungen, zu denen die Pracht und Billigkeit dieser Gabe berechtigten, vollständig erfüllte. Die Verlags-Handlung hat die eben so schöne, wenn nicht noch schöneres Pendant folgen lassen; wir meinen das Künstler- und Familien-Album, das den Titel: „Jahrmarkt des Lebens“ führt und 26 in Lichtdruck vervielfältigte Original-Handzeichnungen in Feder und Blei, Kreide und Kohle der ersten deutschen Maler neuerer Schule enthält, die auf Kartons aufgezogen und in einer prachtvollen großen Leinwandmappe mit reicher Goldprägung vereinigt sind. Wir nennen von den Künstlern nur einige Namen: L. Knaut, F. A. Kaulbach, G. Lohsen, R. Beckmann, D. Seib, Ed. Kurzbaue, Frz. Defregger, P. Thumann, Ed. Grützmacher, A. v. Ramberg, Em. Spitzer — sie mögen genügen, um den künstlerischen Werth des Albums zu kennzeichnen, das den Abonnenten der Hallberger'schen Journale zu dem Ausnahmepreise von 18 Mark abzugeben wird.